

omnibus 9 1964



Marx ante portas

Beim Vormarsch des karthagischen Streiters Hannibal auf Rom während des 2. Punischen Krieges wurde die Nachricht »Hannibal ante portas!« zu einem Fanal des Schreckens für Patrizier und Plebejer der ewigen Stadt.

Marx ist antiquiert

Nicht minder unsanft würde gegenwärtig mancher, zur westlichen Hemisphäre gehörende Wohlstandsmensch aus seinem spießbürgerlichen Phlegma, seiner Saturiertheit aufgescheucht, wenn unsere Überschrift, bezogen auf die innerpolitische Situation, harte Wirklichkeit wäre. Tatsächlich gibt aber gerade letztere wenig Anlaß zu ernsthafter Besorgnis. Allenthalben kann man aus mehr oder weniger berufenem Munde hören: »Der Marxismus hat bei uns keine Chance, er ist antiquiert, nur noch eine bloße historische Angelegenheit. Die theoretischen Aussagen von Marx zu Problemen des Kapitalismus, zur bürgerlichen Gesellschaftsordnung sind durch die Realität widerlegt.« Kaum noch jemand ist von einem echten Antagonismus zwischen Produktivkraft und Unternehmer überzeugt.

Dennoch ist jede sich bildende Vereinigung, jede sonstwie geartete Organisation, sorgfältig darum bemüht, kein marxistisches Gedankengut in ihren Vorstellungen und Zielen aufkommen zu lassen. Anderenfalls müßte sie es sich gefallen lassen, von der Öffentlichkeit als Gefahr für Staat und Demokratie gebrandmarkt zu werden.

Marx gleich Castro

Man sieht in Marx in erster Linie immer den destruktiven Kritiker des kapitalistischen Gesellschaftssystems und konstatiert, daß eine konsequente Verwirklichung seiner Ideen zu Unfreiheit, Verstaatlichung, Einheitsschule und überhaupt zum Untergang alles Herkömmlichen, Traditionellen führen müsse. Marxismus bedeutet für viele einfach kommunistische Staatsideologie. Ein Verweis auf die Lage in den Ostblockstaaten, in China und bei Fidel Castro, ist dann die Rechtfertigung für eine derartige Meinung. Außenpolitisch gesehen steht Marx durchaus vor den Toren der sogenannten freien Welt, denn es ist unbestritten, daß die östlichen doktrinären Systeme zum Teil aus den Marxschen Gedanken abgeleitet

sind. Die angeblich wahrhaften Verfechter des Marxismus streben mit allen erdenklichen Mitteln danach, ihn und damit das Paradies der Arbeiter und Bauern der gesamten Menschheit zu beschern. Wieweit nun freilich dieser politische Aktivismus und die Parteiprogramme der Kommunisten jenseits des Eisernen Vorhangs tatsächlich mit dem Ideengut von Marx und Engels übereinstimmen, vermag bei uns nur ein exklusiver Kreis von Experten zu sagen. Andere beschäftigen sich kaum mit dem Marxismus, man ist voreingenommen und hat eine schier unbegreifliche Aversion gegen alles, was mit diesem Begriff zusammenhängt. Aber eine vermeintliche abominable Sache kann nur bekämpft und überwunden werden, wenn man sich mit ihr eingehend beschäftigt hat, wenn man sie kennt. Zu diesem Kennenlernen haben unsere Hochschulen wesentlich beizutragen. Hier ist sicher noch manches zu tun.

Marx in unseren Hochschulen

Gerade in den Vorlesungen und Übungen der geisteswissenschaftlichen Disziplinen muß sich einfach mehr als bisher mit der marxistischen Ideologie auseinandergesetzt werden. Zweifellos wird dann auch der Student, der aus berufenem Mund von dieser Sache erfährt, dazu angeregt, von sich aus tiefer in sie einzudringen. Ohne fundiertes Wissen um das Problem ist es nicht möglich, die wichtigste geistige Auseinandersetzung unseres Jahrhunderts, bei der es letztlich um Sein oder Nicht-Sein unserer demokratischen Ordnung geht, zu bestehen. Wenn an den Hochschulen die Marxschen Lehren in das Vorlesungsprogramm aufgenommen werden, dann geschieht das bestenfalls vom Fach Politische Wissenschaft. Hier wird der Marxismus aber nur von soziologischen und politischen Aspekten aus betrachtet. Denn gerade diese Seiten haben besondere Durchschlagskraft bewiesen. Immerhin leben einige hundert Millionen Menschen unter wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen, die den Marxschen Vorstellungen von einer sozialistischen Gesellschaft sehr nahe kommen. In dem genannten Fach lernt man Marx hauptsächlich als den schonungslosen Aufdecker des kapitalistischen Wirtschaftssystems kennen. Einem System, das nach marxistischer These



seine eigene Negation mit der Unerbittlichkeit eines objektiv gültigen Naturgesetzes hervorbringt. Einem System, das für Marx gekennzeichnet ist durch den Kampf der ausgebeuteten Lohnarbeiter (Ware Arbeitskraft) mit dem nach Profit strebenden »Monsieur Kapital«. Marx sagt uns, daß das Heer der abhängigen Arbeiter periodisch gegen die als bedrückend empfundenen Produktionsverhältnisse aufbegehrt. Zwischen Proletariat und Bourgeoisie wütet ständig ein gewaltiger Bürgerkrieg. Das Proletariat drängt nach Veränderung der bestehenden Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln.

Marx kritisierte die Eigentumsverhältnisse

Auch im modernen Kapitalismus herrschen zweifellos keineswegs nur eitel Freude und Harmonie. Man wird eingestehen müssen, daß auch in unserer Zeit Spannungen und Reibereien zwischen den großen Organisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber bestehen und nicht selten offen zutage treten. (Kurz zu den unpräzisen Begriffen Arbeitgeber, Arbeitnehmer: Wer gibt eigentlich die Arbeit? Der an der Drehbank stehende Arbeiter oder der Besitzer der Drehbank?) Die Gewerkschaften fordern immer stärker einen gerechten Anteil am erzeugten Mehrwert, während die Arbeitgeberorganisationen bestrebt sind, es zu einer Neuverteilung der Gewinne nicht kommen zu lassen. Diese Situation hat Marx klar gesehen und im Vorwort zum »Kapital« treffend formuliert: »Heutzutage (1867) ist der Atheismus selbst eine culpa levis (leichte Sünde), verglichen mit der Kritik überlieferter Eigentumsverhältnisse.«

Aber ansonsten scheint doch die Marxsche Analyse des kapitalistischen Wirtschaftsgefüges mit der heutigen Realität nicht mehr übereinzustimmen. Das gilt ganz besonders für seine Theorie von den zyklischen und permanenten Krisen, die die Ökonomie des Kapitalismus ständig durchschütteln sollen, und das gilt ebenso für seine Verelendungstheorie. Es stimmt einfach nicht, daß mit der kontinuierlich wachsenden Zahl der nichtbesitzenden Arbeitnehmer zugleich auch deren wirtschaftliche Lage immer ärger und erbärmlicher wird. Und die Forderung von Marx: Die proletarische Revolution ist ein notwendiger

historischer Akt vergeltender Gerechtigkeit wider eine Ordnung, die einen so verbrecherischen Charakter hat, daß sie nur die absolute Vernichtung verdient, ist doch wohl eine spekulative Konstatierung, bei der die konkrete Wirklichkeit stark vernachlässigt wird. Allerdings muß man sehen, daß Marx die bürgerliche Gesellschaft als ein System auffaßt, dessen erstes Prinzip der Egoismus ist. Sie muß liquidiert werden, um die Schaffung eines absoluten Gemeinwesens mit Gemeinwirtschaft und Gemeinbesitz zu ermöglichen. Sicherlich zutiefst humanistische Gedanken. Trotzdem ist es kaum anzunehmen, daß die Mehrheit der arbeitenden Menschen in den hochentwickelten kapitalistischen Demokratien den Weg zum Heil im Sturz der bestehenden Gesellschaftsordnung, in der Weltrevolution sieht und diese anstrebt.

Marx war auch Philosoph

Neben diesen wirtschaftswissenschaftlichen und politischen Gesichtspunkten des Marxismus ist es vor allem die Marxsche Philosophie, die mehr in den Vordergrund gerückt werden sollte. In den Philosophieseminaren an den Hochschulen werden mit Akribie und gewiß auch mit geistigem Gewinn Schriften von Leibniz, Kant und Fichte, von Schiller, Nietzsche u. a. gelesen und interpretiert. Marx jedoch wird man vergeblich dort suchen. Er wird kaum als Philosoph gewürdigt, dabei wurzelt seine Weltanschauung tief in der deutschen Philosophie. Und wenn die Verwirklichung eines theoretischen Systems das Maß für dessen Bedeutung ist, dann zählt Marx ganz gewiß zu den markantesten Geistern der Neuzeit. Eine vereinseitigende Betrachtungsweise des Marxismus ist völlig unangebracht. Die Berücksichtigung des Philosophen Marx bedeutet nun nicht, daß sich die Philosophie nicht im Laufe der Zeit weiter, über Marx hinaus entwickelt habe. Aber so wenig ein Zurückgehen-zu-Marx gerechtfertigt ist, so wenig ist ein völliges Ignorieren angebracht; letzteres ist dumm und vor allem gefährlich.

Unsere Forderung lautet daher: An den Hochschulen sind alle Voraussetzungen zu schaffen, die ein gründliches Studium des Marxismus ermöglichen.

Marx gehörte in seiner Frühzeit zum Kreise der

Junghegelianer. Von Hegel übernahm er den Glauben an die Geschichtlichkeit der menschlichen Welt; er ist seinem Meister gegenüber allerdings der Ansicht, daß die philosophische Theorie im Dienste der geschichtlichen Praxis stehen muß. Diese Ansicht ist der allgemeinen Auffassung von einer zweckfreien, um ihrer selbst willen betriebenen Philosophie konträr entgegengesetzt.

Gemeinsam mit den Junghegelianern Strauß, Bauer, Feuerbach u. a. will Marx den Menschen aus seiner idealistischen Verhüllung herausziehen und wieder zu dem machen, was er ist. Und das heißt, daß eine Umorientierung vom Allgemeinen zum Bestimmten und Konkreten vorgenommen werden muß. Im deutschen Idealismus und besonders bei Hegel wurde die ganze menschliche Wirklichkeit im Geistigen, in der Vernunft gesehen. Jetzt sollte der konkrete Mensch »wie er steht und geht« zum Gegenstand des Philosophierens gemacht werden. Damit wurde natürlich Hegels Metaphysik des Geistes in radikaler Weise verendlicht, und diese Verendlichung ist zum allgemeinen Standpunkt der heutigen Zeit geworden.

Marx identifiziert sich mit dem »realen Humanismus« Ludwig Feuerbachs, er bleibt aber dabei nicht stehen, sondern kritisiert, daß auch bei Feuerbach der Mensch nur ein »Bourgeois, ein Privatmensch ohne öffentliche Gemeinsamkeit« sei. Tatsächlich ist aber das einzelne Individuum »in seiner Wirklichkeit das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse«.

An einer solchen These erhitzen sich gewöhnlich die Gemüter der Diskutierenden. Denn wenn das Sein des Menschen in dieser Weise gesehen wird, wie ist dann überhaupt die Selbstverwirklichung des individuellen Menschen möglich? Was soll man dann noch mit dem Begriff der Individualität beginnen?

Hier ist eine rein vom subjektiven Gefühl her diktierte Zustimmung oder Ablehnung völlig fehl am Platze. Hier muß sich im Seminar kritisch auseinandergesetzt werden; dazu bedarf es der Zuwendung zu den Marxschen Schriften, dazu bedarf es vor allem der gründlichen Unterrichtung durch das gesprochene Wort des Dozenten.

Beides geschieht, wie schon oben ausgeführt, im Augenblick kaum an unseren Hochschulen.

Uwe Vohrmann

Berliner Initiativen

Das freie Berlin war jahrelang die Begegnungsstätte für Millionen von Menschen aus dem freien Teil Deutschlands und aus den Gebieten des Berliner Ostsektors und der Sowjetzone. Am 13. August 1961 wurde es von den kommunistischen Machthabern dieser Funktion beraubt.

Der Senat von Berlin hat damals eine wichtige Aufgabe darin gesehen, Berlin als wirtschaftliches und kulturelles Zentrum auszubauen, um hier vor aller Welt das Lebensprinzip sichtbar zu machen, das jedem Menschen die Möglichkeit zu seiner freien Selbstverwirklichung gewährleistet. In einem Bericht über den Ausbau Berlins als Stätte der Bildung, der Wissenschaft und der Kunst, wurden einige Monate später vier neue Einrichtungen genannt, die im Bereiche des Schulwesens dieser Aufgabe dienen sollten: das Pädagogische Zentrum, das Schulbauinstitut, das Lehrmittel- und Schulbuchinstitut, die Landesstelle für gewerbliche Berufsförderung in den Entwicklungsländern.

Das Pädagogische Zentrum hat die Aufgabe, den Prozeß der Umsetzung der erziehungswissenschaftlichen Erkenntnisse in die Erziehungswirklichkeit aller Bereiche zu beschleunigen. Es soll also keine pädagogische Grundlagenforschung betreiben - das ist die Aufgabe des kürzlich gegründeten Institutes für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft -, sondern die Erkenntnisse pädagogischer Grundlagenforschung der Schule zugänglich machen.

Von vornherein war beabsichtigt, das Pädagogische Zentrum zu einer Einrichtung zu machen, die nicht nur den Bedürfnissen des Berliner Schulwesens, sondern auch dem Schulwesen des übrigen Bundesgebietes und des Auslandes nutzbar gemacht werden kann. Darum wurden in den Planungsausschuß, der in der Zeit von November 1962 bis August 1963 ein Gutachten über die Aufgaben und die Arbeitsweise des Pädagogischen Institutes erarbeitete, nur drei Berliner, ferner zehn Pädagogen und Experten aus dem übrigen Bundesgebiet, einer aus den USA, einer aus England, einer aus Frankreich und einer aus Israel berufen. Ehrenvorsitzender war Dr. James B. Conant, der ehemalige Botschafter der USA in der Bundesrepublik.

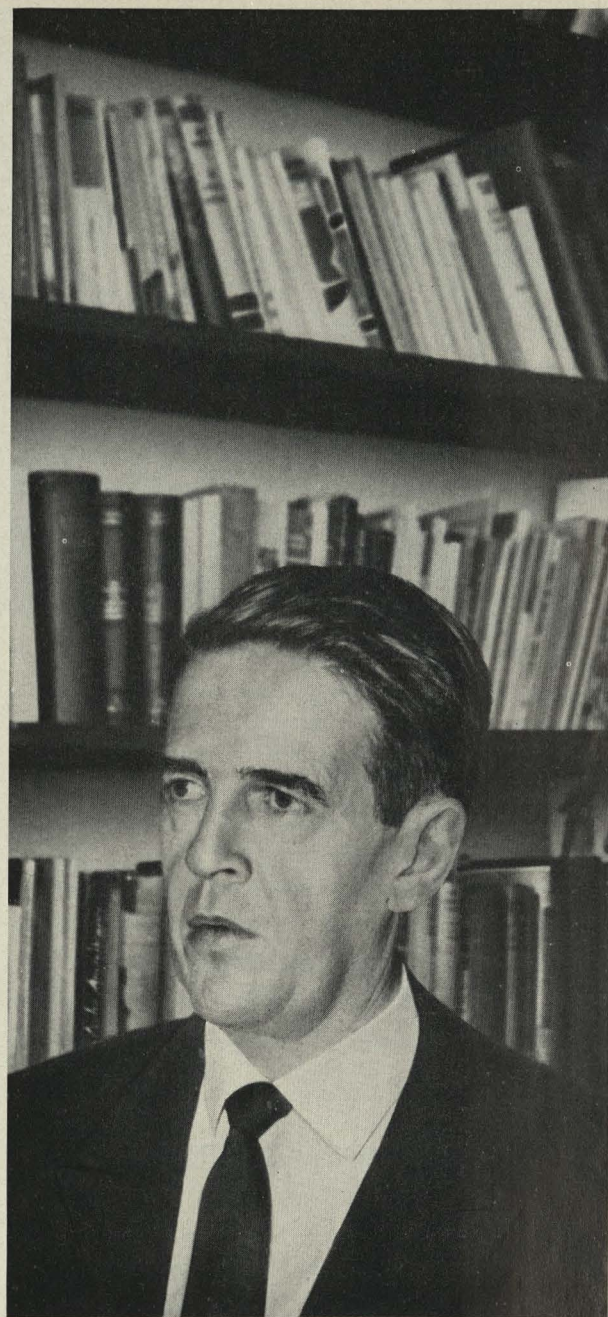
Das Pädagogische Institut soll sich in seiner Wirksamkeit nicht auf das allgemeinbildende und berufsbildende Schulwesen beschränken. Es soll auch die Ingenieurschulen, gleichrangigen Lehranstalten und Fachschulen sowie die Erwachsenenbildung in seine Arbeiten einbeziehen.

Es ist verständlich, daß ein so großes und teures Projekt eine gewisse Anlaufzeit benötigt. Die für seine Arbeiten erforderlichen Mitarbeiter können nicht so schnell gewonnen werden, wie es wünschenswert wäre, und der erforderliche Neubau bedarf einer gründlichen Vorbereitung.

Aus diesem Grund soll das Pädagogische Zentrum stufenweise aufgebaut werden und zunächst mit einem Teil der vorgesehenen Arbeiten beginnen.

Carl-Heinz Evers

Senator Carl-Heinz Evers wurde 1922 geboren. In Danzig, Halle und Berlin studierte er Mathematik, Physik und Pädagogik. Nach der Tätigkeit als Studienrat und Schulrat wurde er 1963 Senator für Schulwesen des Landes Berlin.



Wolfram Schaumann
informierte sich über neue Wege
der Bildungsforschung in Berlin

Das Vorwort schrieb
der Senator für das Schulwesen,
Carl-Heinz Evers, Berlin

Professor Dr. Georg Eckert,
Braunschweig,
beantwortete drei Fragen

37 000 fehlen schon

Der Bundesrepublik fehlen Volksschullehrer. Zur Zeit etwa 37 000. Dieser Fehlbedarf wird sich nach einer Statistik der Ständigen Konferenz der Kultusminister noch erhöhen. Bis 1970 rechnet man mit einem Fehlbestand zwischen 52 000 und 120 000 Volksschullehrkräften. Will die Bundesrepublik nicht zu einem geistig unterentwickelten Land herabsinken, muß sie in erster Linie die Wirksamkeit des Unterrichts der wenigen vorhandenen Lehrer verbessern.

Es muß in weit größerem Umfange, als das bisher geschehen ist, pädagogische Forschung betrieben werden. Lernpsychologische Strukturen müssen

empirisch erfaßt, koordiniert und dem einzelnen Lehrer zugänglich gemacht werden. Diese Forschungsarbeit lag bisher in den Händen einiger weniger Institute, die meist aus privater Sorge und Initiative entstanden sind, oder sie wurde von den Pädagogischen Hochschulen besorgt, die finanzschwach, an Dozenten- und Raum-mangel krankend und oft an überkommene wissenschaftsfeindliche Konzeptionen gebunden, kaum der Aufgabe als Lehr- geschweige denn als Forschungsinstitutionen gewachsen sind.

Neben der Sorge um den geistigen Nachwuchs im Lande hat die Bundesrepublik jetzt außerdem die Aufgabe übernommen, den jungen Staaten Afrikas und Asiens beim Aufbau eines eigenen Bildungswesens Entwicklungshilfe zu geben. Auch diese Aufgabe wurde bisher, wenig koordiniert, meist im Bereich privater, oft kommerzieller Initiativen gelöst.

Berlin, wissenschaftspolitisch ohnehin exponiertes Bundesland, will nun durch den Ausbau großzügiger pädagogischer Forschungseinrichtungen sowohl den nationalen als auch den internationalen Aufgaben gerecht werden, die dem deutschen Bildungswesen gestellt sind.

Noch im Frühjahr 1964 werden in der geteilten Hauptstadt vier neue pädagogische Institute ihre Arbeit aufnehmen.

Pädagogisches Zentrum

Folgende Fragenkomplexe werden zu untersuchen sein: Wie kann die Wirksamkeit des Unterrichts verbessert werden? Welche technischen und personalen Möglichkeiten bieten sich dabei an? Chance und Gefahr der Massenmedien in der Pädagogik. Es geht mithin um Probleme, die sowohl didaktisch-methodischer als auch technisch-organisatorischer Natur sind.

Bei der Forschungsplanung werden zu berücksichtigen sein: der Gegensatz zwischen beruflicher Spezialisierung und allgemeiner Bildung; die Fragen der Integration von Erziehungs- und Arbeitswelt; die überkommenen Verständigungsschwierigkeiten zwischen Schule, Lehrerbildung, Arbeitswelt und Elternhaus; schließlich muß das traditionelle pädagogische Schubladendenken aufgegeben werden: Schulpädagogik, Einzelpädagogik, Erwachsenenpädagogik, pädagogische Psychologie etc. müssen integriert werden.



Unter solchen Prämissen sollen im einzelnen folgende Aufgaben übernommen werden:

1. Information und Didaktischer Dienst: Den Lehrern, die in ihrer praktischen Arbeit vor einer Fülle pädagogischer und fachlicher Informationen stehen, muß koordinierende Hilfe zuteil werden, wenn die Ergebnisse der fach- und erziehungswissenschaftlichen Forschung in den Unterricht Eingang finden sollen. Lehr- und Lernmittelkataloge sind anzulegen und ständig zu ergänzen, Arbeitsmittel zu sammeln, systematisch zu ordnen und bereitzustellen, Lehrer sind bei neuen und schwierigen Aufgaben zu unterstützen, Ergebnisse gelungener pädagogischer Versuche weiten Kreisen zu vermitteln. Alle diese Hilfen müssen vorher auf ihre Qualität und Eignung in speziellen Unterrichtssituationen geprüft werden.
2. Entwicklung und Erprobung von Erziehungs- und Unterrichtsmodellen: Um dem einzelnen Lehrer Raum zu geben für umfangreichere persönliche Erziehungs- und Unterrichtsvorhaben, sollen ihn programmierte Modelle in die Lage versetzen, Teilbereiche des Schulunterrichts bei geringstem Zeitaufwand zu erledigen. Die Entwicklung solcher Modelle erfolgt in Kontakt mit der wissenschaftlichen Forschung (Lernpsychologie, Soziologie etc.) und der Unterrichts- und Erziehungspraxis. Besonders enge Zusammenarbeit wird mit dem ebenfalls kürzlich in Berlin gegründeten Max-Planck-Institut für Bildungsforschung angestrebt. Auch die räumliche Zusammenlegung der beiden Institutionen wird erwogen. Neuere und neueste technische Hilfsmittel werden hier Berücksichtigung finden: Lernma-

schinen, Sprachlabors, Film, Schulfernsehen etc. Außerdem soll die pädagogische Arbeit im Hinblick auf eine gesellschaftlich-politische Willensbildung Untersuchungsgegenstand sein. Ferner wird versucht werden, die Beziehungen zwischen Erziehungs- und Arbeitswelt neu zu strukturieren; deshalb wird eine »objektive und fruchtbare« Auseinandersetzung mit den polytechnischen Unterrichtsversuchen des westlichen wie des östlichen Auslandes zu erfolgen haben - siehe Interview.

3. Förderung pädagogischer Zusammenarbeit der an Erziehung und Unterricht Beteiligten: Das Pädagogische Zentrum soll die Zusammenarbeit von Berufsverbänden, Gewerkschaften, Arbeitgebern, Kirchen etc. aufbauen, fördern und intensivieren.

Die Arbeitsformen ergeben sich aus den Aufgaben: Dokumentation und Bibliothek; Laboratorien zur Entwicklung und Erprobung von Erziehungs- und Unterrichtsmodellen; Arbeitsgemeinschaften, in denen die praktischen Erzieher gleichwertige Partner des Pädagogischen Zentrums sind, sollen Entwicklungen auf breiter Basis ermöglichen; Kurse dienen der Weitergabe der vielen Arbeitsergebnisse; Konferenzen stellen den Kontakt mit in- und ausländischen Fachleuten her; Kongresse sollen die pädagogisch interessierte Öffentlichkeit über neue Entwicklungen informieren; Ausstellungen sollen über Lehr-, Lern- und Arbeitsmittel Aufschluß geben; didaktische Beratung erfolgt in mündlicher und schriftlicher Form.

Schulbauinstitut

Die Errichtung des Schulbauinstituts in Berlin geht auf einen Beschluß der Ständigen Konferenz der Kultusminister zurück. Das Institut hat zwei Aufgaben:

1. Forschung und Dokumentation: Gliederungsprinzipien in- und ausländischer Schulbauten sollen auf ihre Zweckmäßigkeit untersucht werden. Neue Gliederungsformen sollen durch Vergabe von Entwurfsaufträgen gefunden werden. Zentrale Bedeutung wird die Frage des Schulhauses in der Stadtplanung erhalten.
2. Gutachtliche Beratung der obersten Schul- und Bauaufsichtsbehörden: In Auftragsarbeit werden für Schulträger, die einen Neubau beabsichtigen,

vorliegende Pläne begutachtet. Auch Kostenuntersuchungen werden übernommen. Der hauptamtliche Mitarbeiterstab wird sich aus zwei Architekten, einem Volkswirt und einem Pädagogen zusammensetzen.

Schulbuchinstitut

Träger dieses Forschungsunternehmens ist der Verein zur Förderung der Bildungshilfe in den Entwicklungsländern. Damit sind die Akzente gesetzt: Neben der Erfassung und Erstellung deutscher Schulbücher, Lehr- und Lernmittel soll versucht werden, in internationaler Zusammenarbeit Bildungsmittel für die Entwicklungsländer zu konzipieren. Auch diese Arbeit wird »stark auf Programmieren hinauslaufen« (Evers).

International besetzte Autorentteams werden für das Institut arbeiten. Professor Dr. Eckert ist Vorsitzender des Fachbeirates an diesem Institut. Man wird weitgehend auf seine Erfahrungen mit dem Internationalen Schulbuchinstitut der Pädagogischen Hochschule Braunschweig zurückgreifen.

Gewerbliche Berufsförderung

Auch technische Hilfe soll den Entwicklungsländern aus Berlin zuteil werden. Hierbei wird man sich allerdings auf eine schon in Mannheim bestehende Institution, der Zentralstelle für gewerbliche Berufsförderung in Entwicklungsländern, stützen, der eine Berliner Landesstelle angegliedert worden ist. Diese Stelle hat die Aufgabe übernommen, in den Entwicklungsländern tätige deutsche Lehrer und Werkstattmeister, durch einheimische, sogenannte Counterparts, zu ersetzen.

Bleibt zu hoffen, daß sich die Konzeptionen der neuen Forschungsinstitutionen in praxi verwirklichen lassen, daß sich skeptische Stimmen, die von »übergroßen Hoffnungen« und »realitätsfremdem Berlin-Boom« vermelden, nicht bewahrheiten werden, daß finanzielle Probleme überwunden und genügend Fachleute sich bereit erklären werden, an den neuen Instituten mitzuarbeiten, und schließlich, daß diese Experten nach Eignungskriterien und nicht aufgrund von Proporz erwägungen nach Berlin berufen werden.

Wolfram G. Schaumann



Drei Fragen an Professor Dr. Eckert

omnibus: Herr Professor Eckert, Sie sind seit geraumer Zeit Leiter zweier Institute, eins davon, das Internationale Schulbuchinstitut, trägt überwiegend pädagogischen Charakter. Welche Erfahrungen haben Sie auf dem Gebiet der pädagogischen Tatsachenforschung im Rahmen eines wissenschaftlichen Institutes gewonnen?

Professor Eckert: Das Internationale Schulbuchinstitut ist in erster Linie gegründet worden, um im nationalen, europäischen und internationalen Rahmen zu einer Verbesserung der Schulbücher, insbesondere für den Geschichts- und Geographieunterricht beizutragen. Das Institut hat im Laufe seiner Geschichte zahlreiche Schulbücher begutachtet und auf rund 60 Historiker- und Geographentagungen entscheidenden Einfluß genommen. Das Institut ist dabei bemüht, durch planmäßige Vergabe von Forschungsaufträgen zu einer Erhellung der historischen Konzeptionen und pädagogischen Methoden beizutragen, die den Inhalt und die Form unserer Schulbücher bestimmen. Wir glauben, daß es sich hierbei um ein wichtiges Teilgebiet pädagogischer Tatsachenforschung handelt, das sowohl von theoretischer, als auch von erheblicher praktischer Bedeutung ist.

omnibus: In Berlin soll in umfassendem Rahmen die pädagogische Forschung institutionalisiert werden. Geben Sie diesem Unternehmen reelle Chancen, das Bildungswesen in der Bundesrepublik entscheidend zu verändern? Sehen Sie Schwierigkeiten?

Professor Eckert: Ich vermag natürlich nur über das Pädagogische Zentrum und das Lehrmittel- und Schulbuchinstitut zu sprechen. Ich hoffe sehr, daß es gelingen wird, beide Institutionen zu Zentren lebendiger pädagogischer Forschung auszubauen. Berlin bietet natürlich viele Voraussetzungen, die in anderen deutschen Städten nicht gegeben sind und die auf einen Erfolg hoffen lassen. Auf der anderen Seite bestehen große Schwierigkeiten; vor allem auf personellem Gebiet. Es wird nicht leicht sein, die geeigneten hochqualifizierten Persönlichkeiten zu gewinnen, die sowohl für die Leitung, als auch für die Forschungsplanung nötig

sind. Ich persönlich hoffe, daß wir neben deutschen auch ausländische Sachverständige gewinnen werden, um auf diese Weise den Charakter der Internationalität zu sichern und zu unterstreichen. **Ich würde es besonders begrüßen, wenn wir in Berlin zu einer objektiven und fruchtbaren Auseinandersetzung mit dem Ostblock gelangen könnten.**

omnibus: Die Pädagogischen Hochschulen kämpfen um ihre Anerkennung als wissenschaftliche Institutionen. Gerade die didaktischen und methodischen Grundlagen sollten doch ureigenstes Forschungsgebiet der Pädagogischen Hochschulen sein. Warum, glauben Sie, vergibt man solche Forschungsaufträge lieber an mehr oder weniger unabhängige Institute?

Professor Eckert: Ich hoffe zuversichtlich, daß es zu einer ganz engen Zusammenarbeit zwischen den Berliner Instituten und den Pädagogischen Hochschulen Westberlins und der Bundesrepublik kommen wird. In der gegenwärtigen Situation ist keine PH personell und ausstattungsmäßig in der Lage, die Funktion eines nationalen Forschungszentrums mit Erfolg auszuüben. Umgekehrt können die Berliner Institute keine erfolgreiche Feldforschung treiben ohne die Unterstützung der Pädagogischen Hochschulen, die besonders geeignet erscheinen, als Zentren empirischer Tatsachenerfassung in ihrem Einflußbereich zu wirken. Beide Gruppen sollten sich gegenseitig beeinflussen. **Nur so können wir zu einer Forschungsplanung gelangen, die dazu beiträgt, den zufälligen, ja manchmal provinziellen Charakter pädagogischer Forschungsbemühungen zu überwinden.**

Professor Dr. phil. habil. Georg Eckert wurde 1912 in Berlin geboren. An der Universität Berlin studierte er von 1931–33 Geschichte, Geographie und Germanistik. Gleichzeitig war er der letzte Vorsitzende der Sozialistischen Studentenschaft der Berliner Universität. Um politischer Kompromittierung zu entgehen, studierte er nach 1933 Völkerkunde und südamerikanische Archäologie. 1946 folgte seine Berufung an die Pädagogische Hochschule Braunschweig, an der er das Internationale Schulbuchinstitut gründete.

In dieser Arbeit beschäftigen wir uns hauptsächlich mit der Lagrange-Formulierung der verallgemeinerten Elektronentheorie. Wie üblich wählt man zunächst die Lagrange-Dichte für dieses Dirac-Feld. Mit Hilfe des Variationsprinzips sollen die Diracschen Wellengleichungen (2.9) und (2.10) als die Euler-Lagrangeschen Gleichungen hergeleitet werden. Außerdem werden wir im nächsten Abschnitt zeigen, daß der Energie-Impuls-Tensor durch Variation der gewählten Lagrange-Dichte nach den Vierbeinen erhalten werden kann.

Wie in der gewöhnlichen Diracschen Theorie kann man die Lagrange-Dichte so wählen: Man multipliziert die Dirac-Gleichung (2.9) von links mit ψ^+ , die adjungierte Gleichung (2.10) von rechts mit ψ und subtrahiert den zweiten Ausdruck von dem ersten und multipliziert mit $\frac{i\hbar c}{2} \sqrt{-g}$. Die erhaltene Lagrange-Dichte nimmt die Form

$$\mathcal{L} = \frac{i\hbar c}{2} \sqrt{-g} [h^\mu_a (\psi^+ \alpha^a \psi_{,\mu} - \psi^+_{,\mu} \alpha^a \psi) + \frac{1}{2} h^\mu_a h^\nu_b h^{\rho c} \psi^+ (\alpha^a \beta^b \epsilon^{\rho c} - \epsilon^{\rho c} \beta^a \epsilon^{\rho c}) \psi - \frac{2imc}{\hbar} \psi^+ \beta \psi] \quad (3.1)$$

an. Wir bemerken noch, daß die so gewählte Lagrange-Dichte für die richtigen ψ und ψ^+ , die zu den Gleichungen (2.9) bzw. (2.10) gehören, identisch verschwindet. Diese Situation ist ganz ähnlich wie in der gewöhnlichen Diracschen Theorie.

Das Variationsprinzip lautet bekanntlich so:

$$\delta I = \delta \int \mathcal{L} d\tau = 0 \quad (G)$$

wobei $d\tau = dx^0 dx^1 dx^2 dx^3$. Das Integral erstreckt sich über ein beliebiges vierdimensionales Gebiet G . Nun betrachten wir die Wellenfunktionen ψ^+ und ψ als die unabhängigen Feldgrößen und variieren die Lagrange-Dichte (3.1) nach ψ^+ und ψ . Wir erhalten also wie üblich die Euler-Lagrangeschen Bewegungsgleichungen:

$$\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+} - \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+_{,\sigma}} \right) = 0$$

(3.3)

$$\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi} - \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi_{,\sigma}} \right) = 0$$

(3.4)

ste Gleichung soll die Dirac-Gleichung (2.9) liefern, und die zweite die
gierte Gleichung (2.10). Um dies zu zeigen, berechnen wir

$$= \frac{i\hbar c}{2} \sqrt{-g} \left[\hbar^\mu \alpha^a \psi_{,\mu} + \frac{1}{4} \hbar^\mu \hbar^\nu \epsilon \hbar \nu c_{;\mu} (\alpha^a \beta^b \alpha^c - \alpha^c \beta^b \alpha^a) \psi - \frac{2i\hbar c}{\hbar} \beta \psi \right]$$

$$\left(\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+_{,\sigma}} \right) = - \frac{i\hbar c}{2} \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left[\sqrt{-g} \left(-\hbar^\mu \frac{\partial \psi^+_{,\mu}}{\partial \psi^+_{,\sigma}} \alpha^a \psi \right) \right]$$

$$= \frac{i\hbar c}{2} \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\sqrt{-g} \hbar^\mu \delta^\sigma_\mu \alpha^a \psi \right)$$

$$= \frac{i\hbar c}{2} \frac{\partial}{\partial x^\mu} \left(\sqrt{-g} \hbar^\mu \alpha^a \psi \right)$$

$$= \frac{i\hbar c}{2} \left[(\sqrt{-g} \hbar^\mu)_{,\mu} \alpha^a \psi + \sqrt{-g} \hbar^\mu \alpha^a \psi_{,\mu} \right]$$

$$= \sqrt{-g} \left[\frac{1}{4} \hbar^\mu \hbar^\nu \epsilon \hbar \nu c_{;\mu} (\alpha^a \beta^b \alpha^c + \alpha^c \beta^b \alpha^a) \psi + \hbar^\mu \alpha^a \psi_{,\mu} \right]$$

haben wir die Beziehung (2.15) eingesetzt. Ausschnitt aus einer Dissertation an der Technischen Hochschule Braunschweig

$$\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+} - \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+_{,\sigma}} \right) = 0 \quad (3.3)$$

$$\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi} - \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi_{,\sigma}} \right) = 0 \quad (3.4)$$

Die erste Gleichung soll die Dirac-Gleichung (2.9) liefern, und die zweite die adjungierte Gleichung (2.10). Um dies zu zeigen, berechnen wir

$$\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+} = \frac{i\hbar c}{2} \sqrt{-g} \left[\hbar^\mu \alpha^a \psi_{,\mu} + \frac{1}{4} \hbar^\mu \hbar^\nu \epsilon \hbar^{\nu c}{}_{;\mu} (\alpha^a \beta^b \epsilon^c - \alpha^c \beta^a \epsilon^b) \psi - \frac{2imc}{\hbar} \beta \psi \right]$$

und

$$\begin{aligned} -\frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\frac{\partial \mathcal{L}}{\partial \psi^+_{,\sigma}} \right) &= -\frac{i\hbar c}{2} \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left[\sqrt{-g} \left(-\hbar^\mu \frac{\partial \psi^+_{,\mu}}{\partial \psi^+_{,\sigma}} \alpha^a \psi \right) \right] \\ &= \frac{i\hbar c}{2} \frac{\partial}{\partial x^\sigma} \left(\sqrt{-g} \hbar^\mu \delta^\sigma_\mu \alpha^a \psi \right) \\ &= \frac{i\hbar c}{2} \frac{\partial}{\partial x^\mu} \left(\sqrt{-g} \hbar^\mu \alpha^a \psi \right) \\ &= \frac{i\hbar c}{2} \left[(\sqrt{-g} \hbar^\mu)_{,\mu} \alpha^a \psi + \sqrt{-g} \hbar^\mu \alpha^a \psi_{,\mu} \right] \\ &= \frac{i\hbar c}{2} \sqrt{-g} \left[\frac{1}{4} \hbar^\mu \hbar^\nu \epsilon \hbar^{\nu c}{}_{;\mu} (\alpha^a \beta^b \epsilon^c + \alpha^c \beta^a \epsilon^b) \psi + \hbar^\mu \alpha^a \psi_{,\mu} \right] \end{aligned}$$

Darin haben wir die Beziehung (2.15) eingesetzt. Ausschnitt aus einer Dissertation an der Technischen Hochschule Braunschweig

Heinz Kahlau
Geboren 1931. Bis 1954 ungelernter Arbeiter,
dann Traktorist und FDJ-Funktionär.
Meisterschüler bei Bertold Brecht.
Mitautor eines Filmdrehbuches, Übersetzungen.

Tiefer als Tod

Tiefer als der Tod,
tiefer als Zorn,
ist Schwäche.

Nicht Widerstand sein
und nicht Ende.
Schwäche.

Dem Ertrinkenden zuschaun
und nicht fortlaufen
und nicht helfen.
Der Zerstörung nicht Einhalt gebieten
und nicht behilflich sein.
Keinen Fehler begehen wollen
und keinen verhindern.
Jede Ordnung benutzen wollen
und keine errichten.

Tiefer als Zorn,
nicht mehr erreichbar vom Zorn,
tiefer als Tod,
noch nicht erreichbar vom Tod,
ist Schwäche.

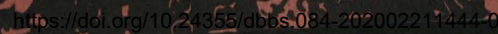
Volker Braun
Geboren 1939. Nach dem Abitur Tiefbauarbeiter
und Maschinist im Kombinat Schwarze Pumpe.
Gegenwärtig Studium der Philosophie.

Kommt uns nicht mit Fertigem

Kommt uns nicht mit Fertigem! Wir brauchen Halbfabrikate!
Weg mit dem Rehbraten - her mit dem Wald und dem Messer!
Hier herrscht das Experiment und keine steife Routine.
Hier schreit eure Wünsche aus: Empfang beim Leben persönlich!
Zwischen die Kontinente, zu allen Ufern
Spannt seine Muskeln das Meer unserer Erwartungen,
An alle Ufer trommeln seine Finger die Brandung,
Über die Uferklinge läßt es die Wogen springen und aufschlagen,
Immer erneut hält es die Flut hoch und gibt es sie auf:
Hier wird täglich das alte Leben abgeblasen.

Für uns sind die Rezepte noch nicht ausgeschrieben, mein Herr.
Das Leben ist kein Bilderbuch mehr, Mister, und keine peinliche Partitur, Fräulein.
Nix zum Herunterdudeln! Hier wird ab sofort Denken verlangt!
Raus aus den Sesseln, Jungs! Feldbett - meinetwegen.
Nicht so feierlich, Genossen, das Denken will heitere Stirnen!
Wer sehnt sich hier nach wilhelminischem Schusterputz?
Unsere Schultern tragen einen Himmel voll Sterne!

Alles Alte prüft: Hier, Kontrollposten Jugend!
Hier wird Neuland gegraben und Neuhimmel angeschnitten -
Hier ist ein Staat für euch - Baumaterial auf Lebenszeit.
Jetzt schreit eure Wünsche aus: an alle Ufer
Trommelt die Flut eurer Erwartungen!
Was da an deine Waden knallt, Mensch, die tosende Brandung:
Das sind unsere kleinen Finger, die schießen nur
Bißchen Zukunft vor, Spielerei.



Sarah Kirsch
Geboren 1935. Nach dem Abitur Arbeiterin in einer
Zuckerfabrik. Studium der Biologie.
Jetzt freiberuflich tätig.

Gleis Arbeiter Schutz Engel

Zwischen Schotter, Schienenstrichen und verengten Lidern
zeigen sich, falls die Wolken mal aufbrechen vorübergehend
und magre Sonne auf Schwellenstapeln flaniert,
ihre festen Schutzengelbeine.

Der vollständige Engel heißt Angela, wen wundert das?
Sie, kommt direkt aus dem Himmel (sie nimmt lila Lippenstift
und sonntags trägt sie eine Schwanenfedermütze).

Das Messinghorn unterm Arm, die Hände in der Dienstwattjacke,
so steht sie hinter uns, vor uns, zwischen uns, um uns,
DAMIT UNS NICHTS ÜBERROLLT.

Ihre Augen, das sind zwei Tauben, die ganze Strecke
überfliegen sie, in sie fällt ein gezogenes Signal.
Die grauen Augen, die Augen, beginnen zu flattern
wenn der D-Zug kommt, wenn ein Kalizug klappert und stäubt.

Doch erst geht das Horn zum Mund: zwei Töne heben unsre Lider,
machen den Rücken grade, führen uns zur Seite. Gewohnheitsmäßig
mäßige Flüche sagend, nutzen wir die Zeit und bieten
eine Zigarette, grüne Limonade, Pfefferminz,
DAMIT SIE BEI UNS BLEIBT ALLE TAGE.

Joachim Rähmer
Geboren 1933. Nach dem Abitur Transportarbeiter.
Studium der Philosophie und Germanistik.
Gegenwärtig Assistent für Gesellschaftswissenschaft
an der Universität Halle.

Der Salznapf

Dem Salznapf fehlt seit je eine Ecke.
Der Sprung, den er hat, ist länger geworden.
Der Rand des Napfes ist spiegelglatt
vom Messerschärfen für Hühnermorden.

Er ist nicht für den feinen Gebrauch.
Etwa so: Nimm die Hälfte der Spitze des Messers!
Nach Kuppenmaß wird aus dem Napf genommen
zwischen Daumen und Finger, nach Geschmack des Essers.

Es wächst der Sprung, und der Napf wird brechen
und Salz verschütten, und jemand wird flennen.
Doch ein Streuer aus Plaste? Selbst das ist schwer:
Sich von einem alten Salznapf zu trennen.

Die Gedichte stellte uns die Redaktion der Zeitschrift »Forum« zur Verfügung

Wenigstens ein Entwurf

»Herr Professor Jensen, ich würde gern einmal Einblick nehmen in den Generalbebauungsplan der Technischen Hochschule. Ist das möglich?« - »Nein, das können Sie noch nicht, denn der Plan muß erst noch vom Senat der Technischen Hochschule verabschiedet werden.«

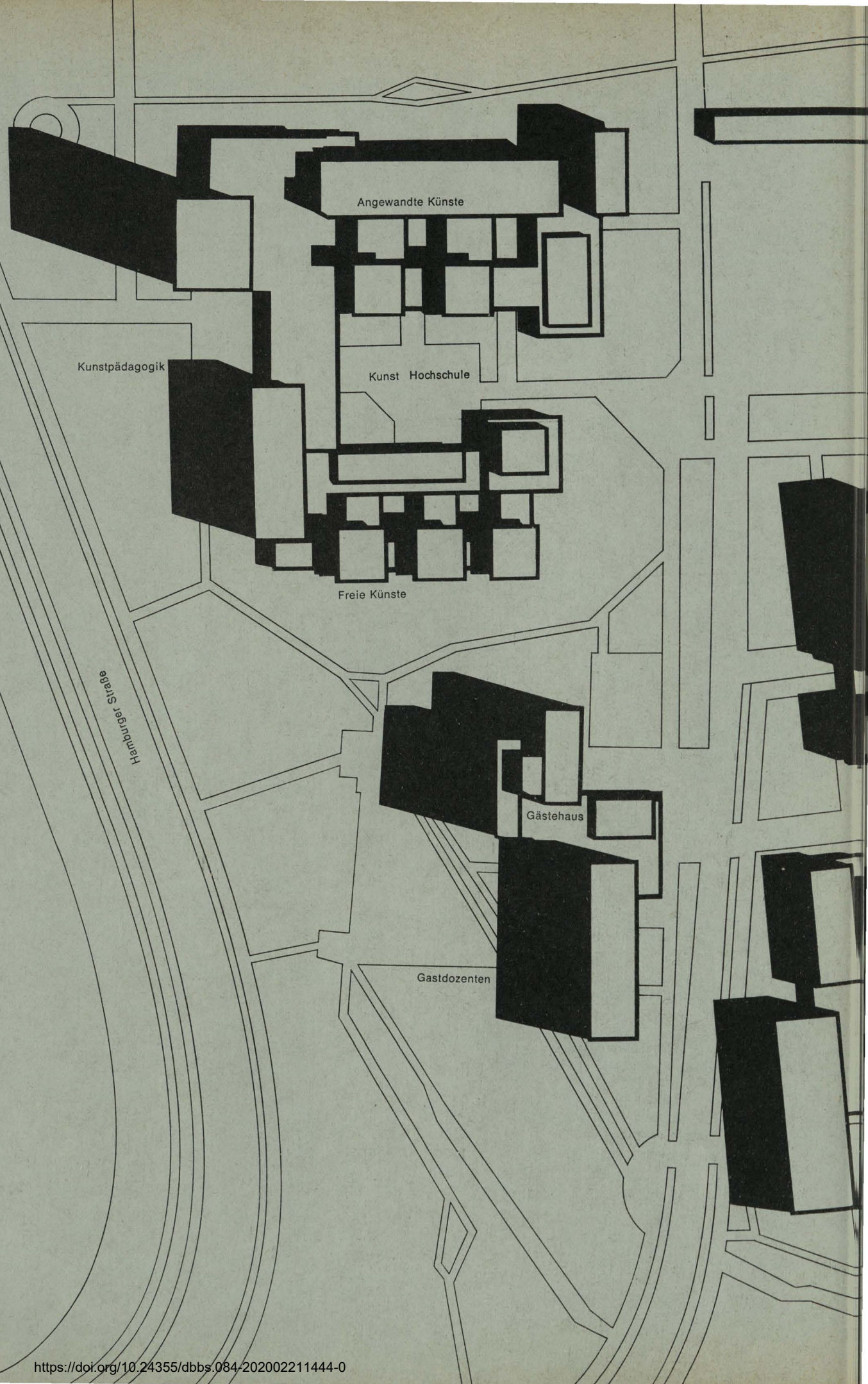
Das ist die Situation, rund 20 Jahre nach der Zerstörung der TH Braunschweig. Ein Generalbebauungsplan liegt noch immer nicht vor; auf- und neugebaut jedoch ist schon wieder sehr viel: das Altgebäude, das Hochhaus, Teile des Forums, die Mensa u. a.

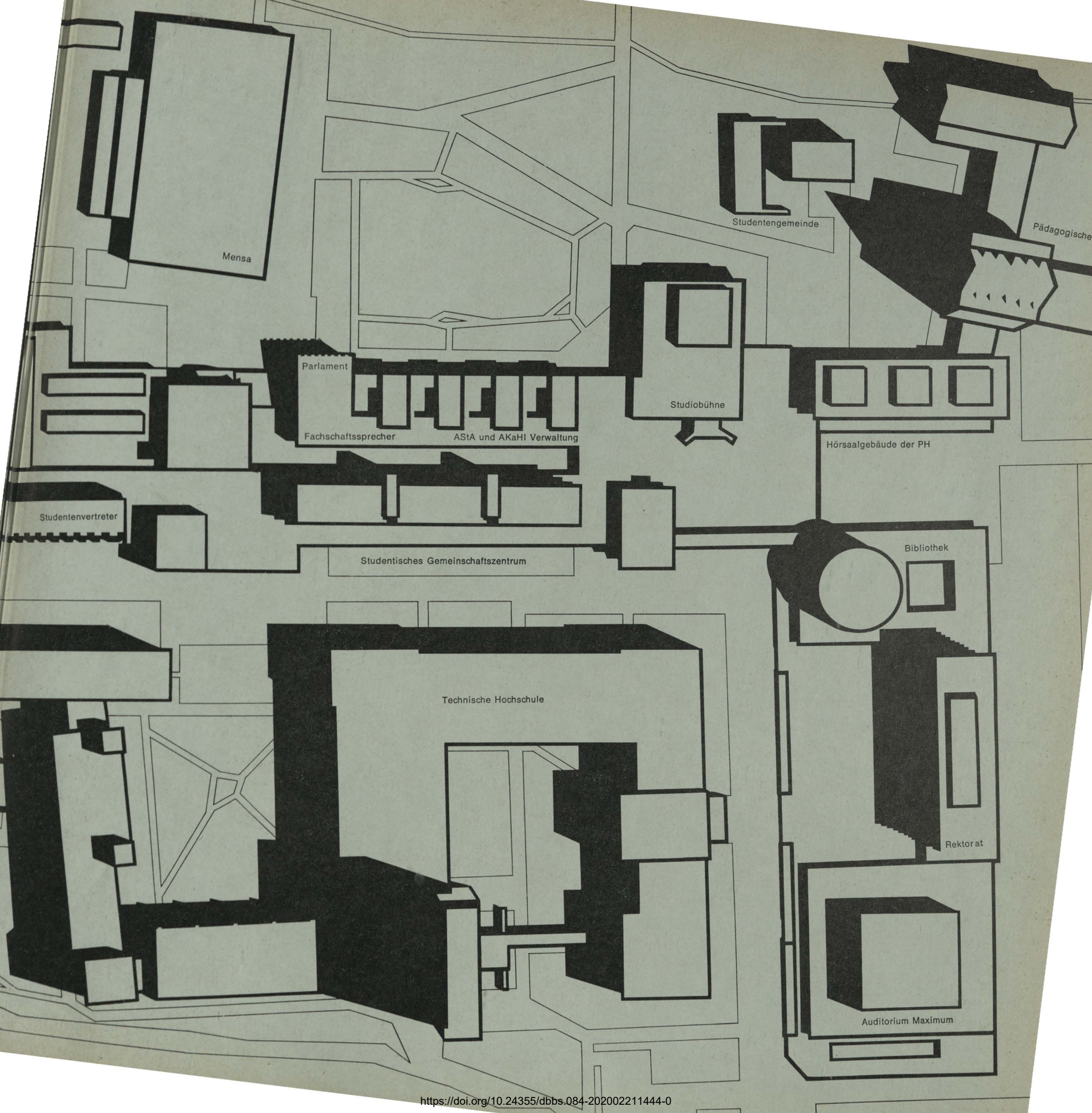
Das ist sehr erfreulich, aber man vermißt den für das Ganze planenden Architekten. Mehr oder weniger hat der Zufall regiert.

Nach 1945 bildete sich zwar ein Ausschuß für den Wiederaufbau der Hochschule, aber er tagte nie. In der Zwischenzeit bemühten sich deshalb die Institutsdirektoren selbst um den Neubau ihrer Arbeitsstätten. Jeder für sich, so daß sogar Architektenkollegen oft nicht recht wußten, was geschah, geschweige denn Einfluß auf die Planung nehmen konnten.

So stehen wir heute vor folgendem Ergebnis, das leider keinen Einzelfall darstellt (s. omnibus 6/62 Mittelpunkt einer Universität): Die Technische Hochschule, und damit im wesentlichen das gesamte Hochschulgelände Braunschweigs, wurde in ihrer bisherigen Gesamtheit planlos aufgebaut. Demnach haben Landesregierung, Rektor, Senat und Stadt die Aufgabe der Hochschulplanung bisher nicht bewältigt.

Professor Jensen, seit einiger Zeit Dozent für Städtebau an der TH und Stadtplaner von Kiel und München, versuchte, dieses Versagen der verantwortlichen Institutionen zu erklären: »Vor dem Gutachten des Wissenschaftsrates war es den Ländern kaum möglich zu planen, weil sie keine Erfahrung auf dem Gebiet der Hochschulplanung hatten.«





Und tatsächlich scheint das der entscheidende, wenn auch wohl nicht der alleinige Grund zu sein, denn seit dem Bestehen des Gutachtens gibt es die Neubauämter der Hochschulen, Institutionen der Landesregierungen, die alle Hochschulbauten planen und auch die Generalbebauungspläne erstellen sollen.

Der Senat ist nach der jetzigen Regelung nur Bauherr, das Neubauamt der Architekt. Der Senat kann seine Wünsche und Vorstellungen vortragen und abschließend dem Plan zustimmen oder ihn ablehnen.

Der Beauftragte des Senats in dieser Angelegenheit, Professor Jensen, der sozusagen die Kontaktstelle zwischen Bauherr und Architekt darstellt, befürwortete diese Regelung.

Der Grund für diese Befürwortung dürfte der wohl nun im Entwurf vorliegende Plan sein, dem nur noch der Senat zustimmen muß.

Es gibt also nach rund 20 Jahren wenigstens einen Entwurf.

Hoffentlich gelingt es auch, alle schon im Hochschulgelände vorhandenen Bauten, wie zum Beispiel die Pädagogische Hochschule, sinnvoll und architektonisch zufriedenstellend in die Planung einzubeziehen.

Leider sind gerade in dieser Beziehung die neuen Anbauten der Kanthochschule am Rebenring kein erfolversprechender Beginn. Sie sind in ihrer trostlosen und deprimierenden Architektur wohl eher ein Ergebnis der fehlenden Gesamtplanung. Muß denn eine Architektur von 1964 der des 3. Reiches auch unbedingt angepaßt sein?

Der Studentenschaft wurde der Vorwurf gemacht, sie selbst habe auch keine konkreten Vorstellungen über die Hochschulbebauung und vor allem im Hinblick auf die Gemeinschaftsbauten der Studenten entwickelt.

Daß sich Studenten jedoch präzise Gedanken über die Frage gemacht haben, zeigt der abgebildete Entwurf zur Bebauung des Braunschweiger Hochschulkerngeländes.

Er stammt von dem Architekturstudenten Volker Kersten. Die Aufgabe stellte Professor Jensen. Auf Grund der Aufgabenstellung werden zunächst die Ordnungsgesichtspunkte der offiziellen Bebauungsplanung sichtbar:

Zwischen dem Rebenring und der Oker entsteht das »Gesicht« der Hochschule: Altgebäude, Forum, Studentenhaus und Mensa.

In diesem Komplex wird in erster Linie gelehrt. Die Forschung dagegen findet in vielen Spezialinstituten im Gebiet in der Nähe des Langen Kamps statt.

Besondere Beachtung verdient dieser Entwurf jedoch erst durch eine weitergehende, logische Überlegung des Entwerfers: Er bezieht auch die Staatliche Hochschule für Bildende Künste mit in seinen Plan ein.

Dieser Versuch, der laut Professor Jensen nie diskutiert wurde, ermöglicht ihm eine vollkommen geschlossene, konsequente und schöne Lösung der Aufgabe.

Nach Kerstens Plan bilden die drei Hochschulen einen Halbkreis, in den die Gemeinschaftsbauten zentralgelegen, für jeden erreichbar einbezogen werden. Damit sind wichtige Voraussetzungen für die Gemeinschaftsbauten erfüllt.

Der vorliegende Entwurf ist allerdings eine Utopie. Er ist undurchführbar, denn die Hochschule für Bildende Künste baut bereits - jedoch weit entfernt von den beiden anderen Hochschulen und in einer häßlichen Umgebung.

Dennoch sollte man den Entwurf nicht einfach zu den Akten legen, denn er zeigt eine Möglichkeit, in Braunschweig ein geistiges Zentrum zu schaffen, in dem viele Faktoren sich gegenseitig anregen und befruchten könnten. Daß dadurch das Profil der Stadt entscheidend geprägt und ihr geistiges Potential gestärkt würde, wird niemand ernsthaft bestreiten.

Hinzu kommt das politische Gewicht solcher Profilgestaltung. Sozusagen in Sichtweite des Eisernen Vorhangs kann uns diese Frage nicht gleichgültig sein, muß doch die entscheidend wesentliche geistige Aufrüstungs- und Erneuerungsarbeit an den Hochschulen geleistet werden. Es wird deutlich, welche Bedeutung die Hochschulplanung in einer Stadt mit drei so grundverschiedenen Instituten hat.

Im vorliegenden Entwurf wird Gelände verplant, das teilweise noch mit alten Bauten bedeckt ist. Das ist die zweite Schwierigkeit für die Durchführung; aber sollte man nicht versuchen, wäre man von der Qualität der angebotenen Lösung überzeugt, unorthodox vorzugehen?

Der Senat wird bald über den Generalbebauungsplan befinden. Dies ist nur der Entwurf eines Studenten, aber er ist sicherlich ernstzunehmen.

Werner Steffens

Ein Pädagoge als Festredner

Ein Bericht über die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften

Vom 9. bis 16. März 1964 tagte in Frankfurt die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften VDS, der »Bundestag« der Hochschulstudenten. Rund 250 Studenten waren zusammengekommen, um die Richtlinien der »Studentenpolitik« für ein Jahr abzustecken.

Es wurde schwer gearbeitet.

Kam auch etwas dabei heraus? Beides: viel Spreu und auch Weizen. In den Beschlüssen waren dank der Vorarbeit des VDS-Vorstandes und der Ausschüsse sogar Goldkörner zu finden. Es begann in großen Dimensionen, ja sogar in utopischen, als der Erziehungswissenschaftler Professor Furck, Hamburg, seinen Vortrag »Schule für das Jahr 2000« hielt.

Gelegentlich blitzte sogar der so oft ersehnte studentische Geist, der seiner Zeit voraus ist, als man über Bildungspolitik und Ostkontakte sprach. Es wurden das Bild der auf uns zukommenden »Bildungskatastrophe« gezeichnet und Wege zur Lösung durch die Beschlüsse »Bildungswerbung und Förderung aller Begabungen« und »Lehrerbildung« gezeigt. Da hieß es, der Staat müsse bald den Begabungen nachlaufen, wollen wir nicht ein geistig unterentwickeltes Land werden. Es wurde empfohlen, den Kontakt zu den Studenten des Ostblocks auszubauen. Bundeskanzler Professor Erhard, der die Versammlung besuchte, begrüßte auch Vertreter der Ostblock-Studenten. Allerdings bot sich zeitweise auch ein klägliches Bild, wenn es nämlich darauf ankam, die großen Gedanken in den Einzelheiten zu verwirklichen. Da blieb man dann oft in Klischeevorstellungen und den Fesseln des Augenblicks stecken. Als Musterbeispiel sei die Art und Weise genannt, wie man die niedersächsischen Pädagogikstudenten behandelte.

Fortsetzung Seite 44

Cymbalon

Franzpeter Goebels bittet um eine Komposition für Cembalo unter Einbeziehung aller klanglichen Möglichkeiten und Verfremdungen des Cembaloklangs.

Ich untersuche klangliche und spieltechnische Eigenarten dieses Instrumentes.

Gebräuchlicher Tonumfang:

4½ Oktaven von C bis f³

2 Manuale

Unteres Manual 16' + 8' mit Dämpfer- oder Lautenzug,

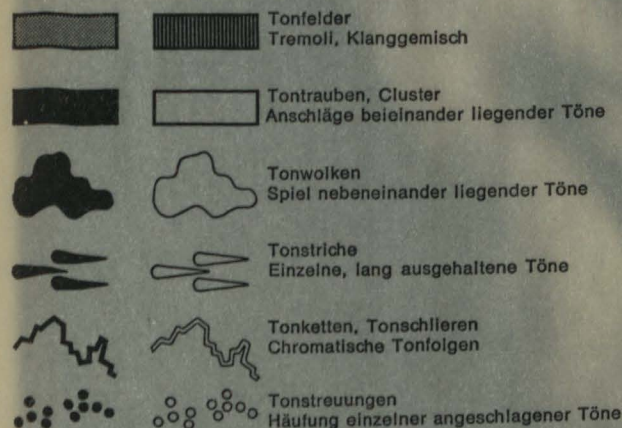
Oberes Manual 8' + 4' mit Dämpfer- oder Lautenzug.

Die Lautenzüge beziehen sich auf die beiden 8'-Register.

Für die Verfremdung des Klangmaterials des Cembalos ist der Einsatz eines präparierten Tonbandes vorgesehen.

Kompositorische Konzeption:

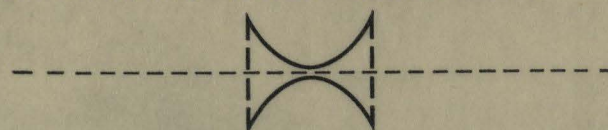
Der gesamte zur Verfügung stehende Tonraum bietet das Grundmaterial, das heißt **nicht** einzelne Töne (und deren Beziehungen untereinander) regulieren im seriellen Sinn die Struktur dieser Musik, sondern der ganze klingende Tonraum - alle gleichzeitig klingenden Töne - bzw. die meßbaren Teilbereiche des Tonraumes werden strukturiert und geformt. Jede künstlerische Ausdrucksweise wird von ausgewählten »erfundenen Gesten« bestimmt:



Diese »subjektiven« Gesten, die ich aus dem sich bietenden Klangmaterial intuitiv erfinde, müssen geordnet werden nach bestimmten »objektiven« Struktur- und Formprinzipien.

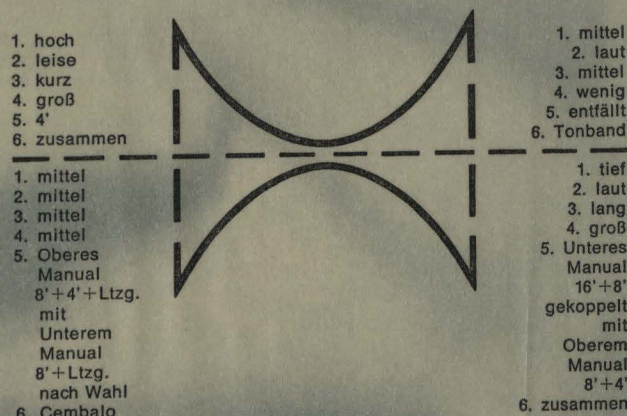
Protokoll einer Komposition von Klaus Hashagen

Ich konzipiere eine gewisse Zweiteiligkeit der Form dieser Komposition. Die Zweiteiligkeit soll sich auch in der Strukturierung dieser Musik wiederfinden. Form- und Strukturprinzip ist graphisch dargestellt durch die Fläche zwischen zwei sich berührenden Parabeln:

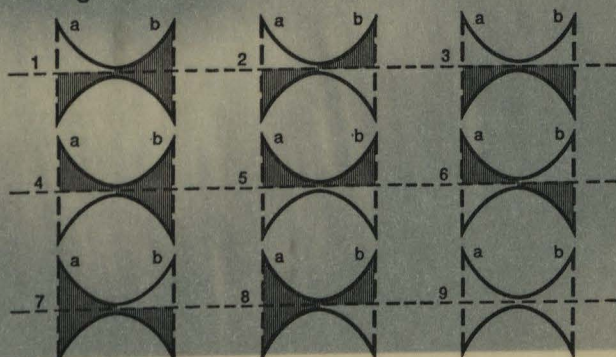


Dieses Zeichen beinhaltet die Strukturierung folgender Parameter:

1. Tonhöhenbereiche: hoch - mittel - tief
2. Lautstärken: laut - mittel - leise
3. Dauern: lang - mittel - kurz
4. Dichte: groß - mittel - wenig
5. Register: Unteres Manual, 16'-8', auch mit Lautenzug
Oberes Manual, 8'-4', auch mit Lautenzug
(auch beide Manuale gekoppelt).
6. Klangquellen: Cembalo-Tonband - zusammen



Die Zuordnung der Eigenschaften der Parameter ergibt sich aus der Eigenart des Klangmaterials. Es ergeben sich daraus folgende Strukturen:



Bei der Verknüpfung dieser Strukturen behalte ich mir gewisse Interpolationen und Modifizierungen vor, die sich aus dem künstlerischen Fluß ergeben.

Die Zahlenfolgen der Gesten (1 bis 6) und der Strukturen (1 bis 9) ergeben folgende »arithmetische« Reihen:

6 Gesten: $5 - 3 = 2 + 4 = 6 - 1 (= 5)$

9 Strukturen: $8 - 3 = 5 + 4 = 9 - 2 = 7 - 1 = 6$

Die 9 Strukturen werden den 6 Gesten zugeordnet ($6 : 9 = 2 : 3$):

Gesten

5	3	2	4	6	1
8	3	5	4	9	2

Strukturen

Die auszuarbeitende Partitur enthält 18 Teile, welche die Zuordnungen der Strukturen zu den Gesten in folgender Weise beinhalten:

1 = Geste 5 Struktur 8 a	2 = Geste 5 Struktur 8 b	3 = Geste 5 Struktur 3 a
4 = Geste 3 Struktur 3 b	5 = Geste 3 Struktur 5 a	6 = Geste 3 Struktur 5 b
7 = Geste 2 Struktur 4 a	8 = Geste 2 Struktur 4 b	9 = Geste 2 Struktur 9 a
10 = Geste 4 Struktur 9 b	11 = Geste 4 Struktur 2 a	12 = Geste 4 Struktur 2 b
13 = Geste 6 Struktur 7 a	14 = Geste 6 Struktur 7 b	15 = Geste 6 Struktur 1 a
16 = Geste 1 Struktur 1 b	17 = Geste 1 Struktur 6 a	18 = Geste 1 Struktur 6 b

Die Graphik dieser Partitur auf den folgenden Seiten soll vom Spieler in einer spontanen Aktion phantasievoll in den Klang umgesetzt werden, wobei er sich auch auf den Klangablauf des präparierten Tonbandes einstellen muß.

Die graphischen Zeichen für das Tonband geben andeutungsmäßig die auf dem präparierten Band fixierten Klang-Gesten an. Diese neue musikalische Kompositionsweise, genannt »informelle Musik«, die bestimmte, ausgewählte künstlerische Zustände und Gesten verwertet, beansprucht im verstärkten Maße die nach- und mitschöpferischen Kräfte des Interpreten.

Protokoll einer Komposition von Klaus Hasen

Und tatsächlich scheint das der entscheidende Punkt zu sein, denn seit dem Bestehen des Instituts im Gebiet in der Nähe des Langen plan und auch die Generalbebauungspläne der Landesregierungen, die bei der Verknüpfung dieser Strukturen behalten werden sollen. Der Senat ist nach der letzten Sitzung im Bauherr, das Neubauamt der Landesregierung, kann seine Wünsche und Vorstellungen äußern und abschließend dem Senat zur Entscheidung ablehnen.

Der Beauftragte des Senats, Herr Angelegenheit, Professor Jensen, der sozusagen die Kontaktstelle zwischen Bauherr und Architekt darstellt, beantwortete diese Regelung:

Der Grund für diese Befürwortung dürfte der wohl nun im Entwurf vorliegende Plan sein, nur noch der Senat zu entscheiden. Es gilt also nach rund 2 Jahren vorläufigen einen Entwurf.

Hoffentlich gelingt es auch alle schon im Hochschulgelände vorhandenen Bauten wie zum Beispiel die Pädagogische Hochschule, sinnvoll und architektonisch zufriedenstellend in die Planung einzuordnen.

Leider gerade in dieser Beziehung der Anbauten der Kanthochschule am Rebenring kein

erforderlicher Platz. Sie sind in der tröstlichen und deprimierenden Architektur wohl

Muß dann eine Architektur von 1964 der des 3. Reiches auch unangenehm angepaßt sein?

Die Grafik dieser Partitur auf den folgenden

Zeilen soll vom Spieler in einer spontanen

Aktion phantasievoll in den Klang umgesetzt

werden, wobei er sich auf den

Klangplan auf des präparierten Tonbandes

einsetzen muß. Der Entwurf zur Bebauung des Bauhofes

Die graphischen Zeichen für das Tonband geben

andeutungsmäßig die auf dem präparierten

jedoch erst durch eine weitergehende, logische Überlegung des Entwerfers. Er bezieht auch die Staatliche Hochschule für Bildende Künste mit in seinen Plan ein. Dieser Versuch, der laut Professor Jensen, ist graphisch dargestellt durch die Fläche zwischen zwei berührenden Parabeln:

Nach Kerstens Plan bilden die drei Hochschulen einen Halbkreis, in den die Gemeinschaftsbauten zentriert liegen, die jedoch nicht in der Mitte werden. Damit sind wichtige

1. Tonhöhenbereiche: hoch - mittel - tief

2. Lautstärken: laut - mittel - leise

3. Dauern: lang - mittel - kurz

4. Dichte: groß - mittel - wenig

5. Register: Unteres Manual, 16'-8', auch mit Lautenzug

6. Klangquellen: Cembalo-Tonband, 8'-4', auch mit Lautenzug

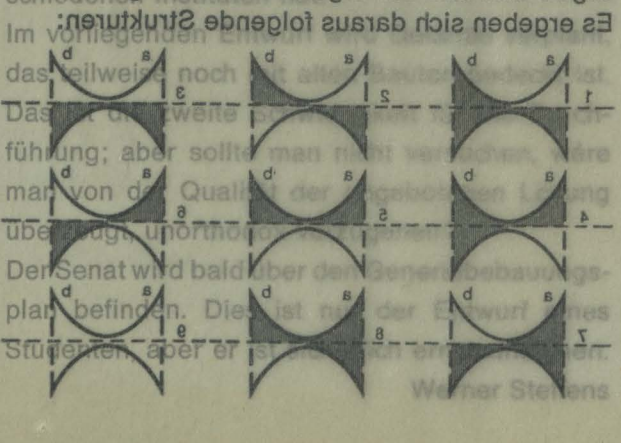
7. hoch, 2. leise, 3. kurz, 4. groß, 5. entfällt, 6. zusammen

1. tief, 2. laut, 3. lang, 4. groß, 5. Unter Manual, 6. Dekoppel

7. mit Unter Manual, 8. 8'-4', 9. nach Wahl, 10. Cembalo

Die Zuordnung der Eigenschaften der Klangmaterialien ergibt sich aus der Eigenart des Klangmaterials:

Es ergeben sich daraus folgende Strukturen:



Eimolo als Pädagoge

Ein Bericht über die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften vom 9. bis 16. März 1964 tagte in Frankfurt die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften VDS, der »Bundestag« der Hochschulstudenten. Bund 250 Studenten waren zusammengekommen, um die Richtlinien der »Studentenpolitik« für ein Jahr abzustecken.

Die Lautenzüge beziehen sich auf die beiden 8'-Register.

Kam auch etwas dabei heraus? Beides, viel Spreu und auch Weizen. In den Beschlüssen

Cembalos ist der Einsatz eines präparierten Tonbandes vorgesehen.

Kompositionale Konzeption: Es begann in großen Dimensionen, ja sogar in utopischen, als der Erziehungswissenschaftler

Professor Furck Hamburg, seinen Vortrag »Schule für das Jahr 2000« hielt.

untereinander regulieren im speziellen Sinn

Gelegentlich blitzte sogar der so oft erhobte

die Struktur dieser Musik, sondern der ganze

klingsende Tonraum - alle gleichzeitig

klingsenden Töne - bzw. die messbaren Teilbereiche

des Tonraumes werden strukturiert und geteilt

»Bildungskatastrophe« gezeichnet und Wege zur

Jede künstlerische Ausdrucksweise wird von

Lösung durch die Beschlüsse »Bildungserwerb

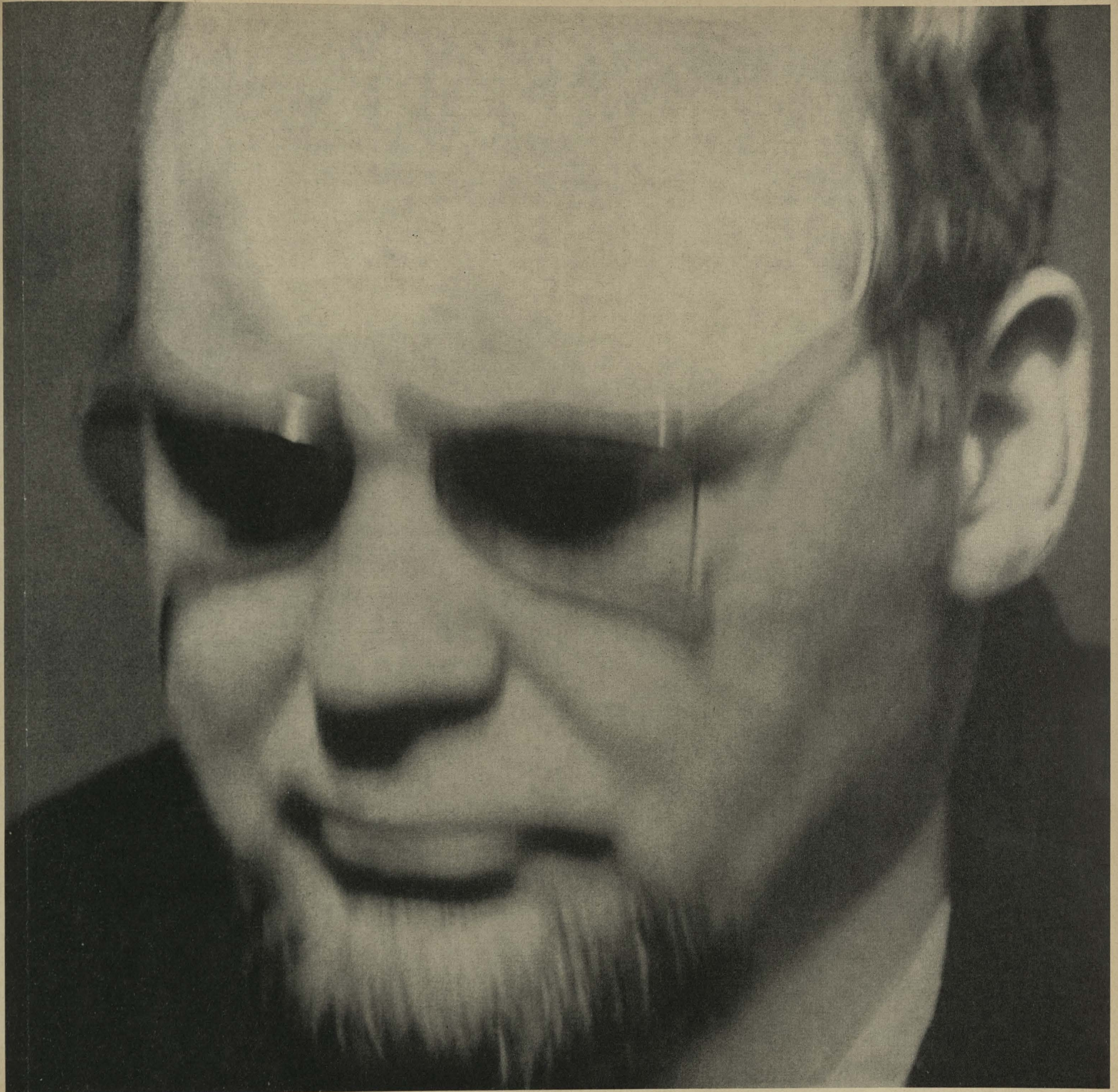
ausgewählten »erhebenden Gesten« bestimmt:

und Förderung aller Begabungen« und »Lehrer-

bildung« genannt. Sta

bald den Begabungen nachlaufen, wollen wir

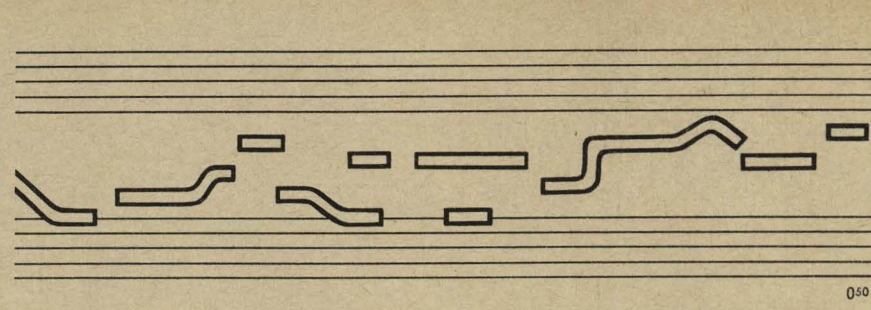
Es wurde empfohlen, den Kontakt zu den Studenten





Cembalo Chromatische Tonketten mit Tonwiederholungen
Rechte Hand = Oberes Manual 4' – schnelles Tempo
Linke Hand = Unteres Manual 8' – langsames Tempo – große Dichte

Band Tonschlieren – leise

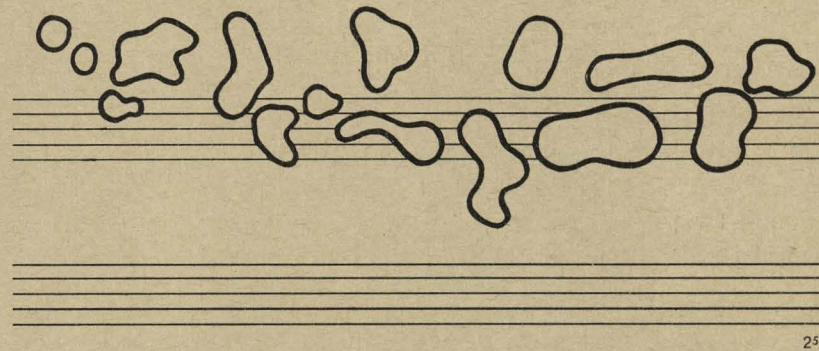


Band Einzelne Tonschlieren – mittellaut

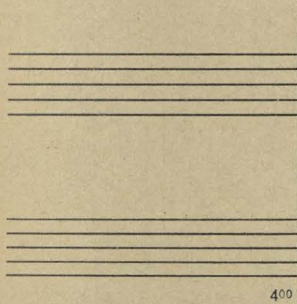
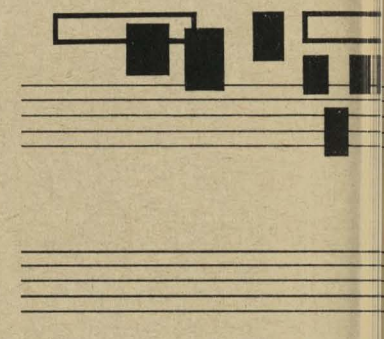


Cembalo Tonwolken
Auf Oberes Manual 8' + 4' alleine übergehend – mittleres Tempo – große Dichte

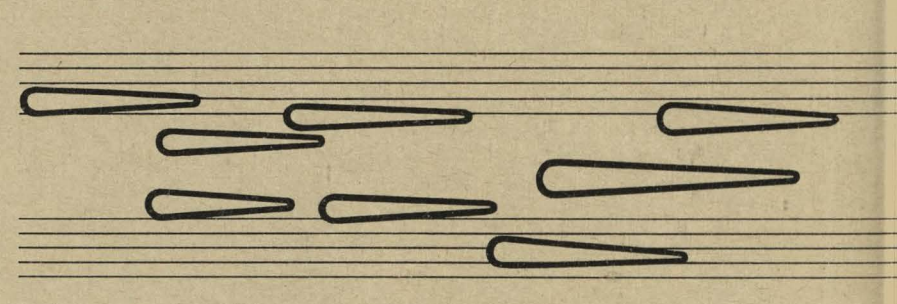
Band Tonwolken – leiser werdend



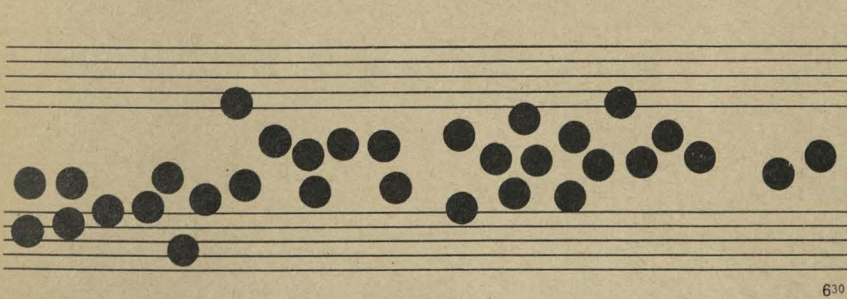
Band Tonwolken – wieder lauter werdend



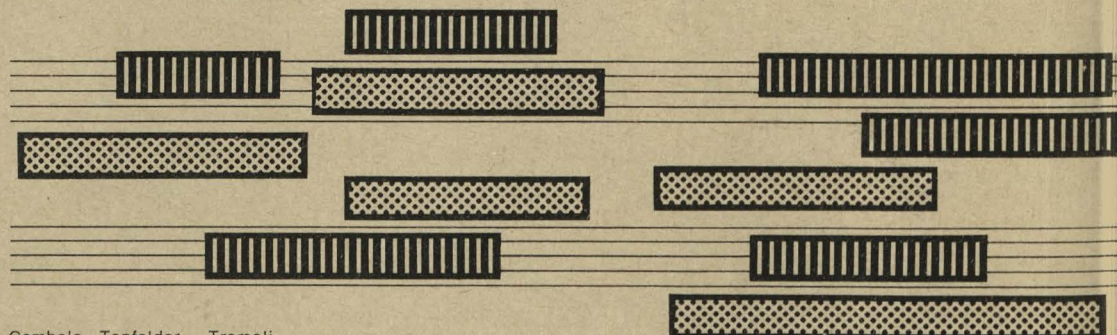
Cembalo Einzelne Töne
Oberes Manual 8'
Unteres Manual 8' + Lautenzug – mittlere Dichte – mittlere Dauer



Band Einzeltöne laut

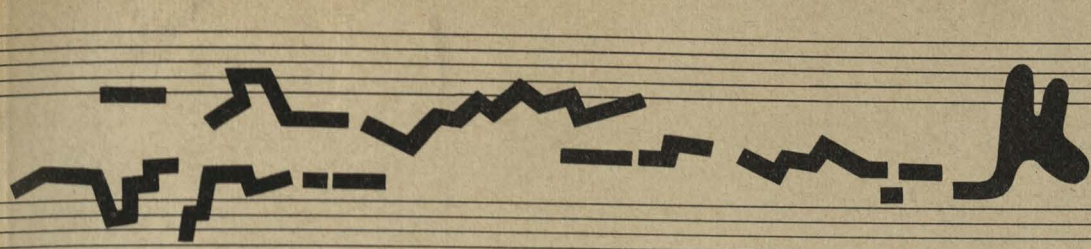


Cembalo Tonstreuungen
Zum Teil Oberes Manual 8'
Unteres Manual 8' – geringe Dichte



Cembalo Tonfelder = Tremoli
Unteres Manual 16' + 8' – große Dichte – schnelles Tempo des Tremolos – lange Dauer

Band Tonfelder – mittel bis laut

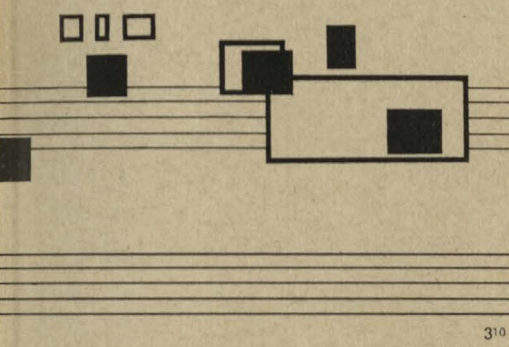


Cembalo Einzelne Tonketten mit Tonwiederholungen
Oberes Manual 8' + 4' + Lautenzug
Unteres Manual 8' + Lautenzug — mittleres Tempo — mittlere Dichte



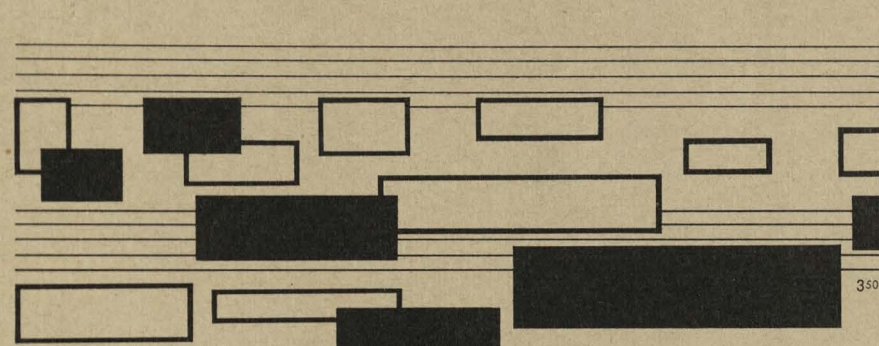
Cembalo Tonwolken
Oberes Manual 8' + 4'
Unteres Manual 16' + 8' gekoppelt — schnelles Tempo — große Dichte

Band Klangwolken — laut



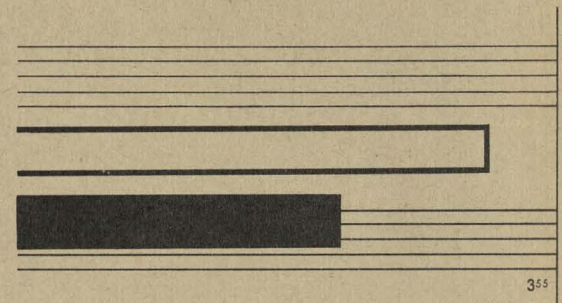
Cembalo Cluster mit flacher Hand
Oberes Manual 4' — kurze Dauer

Band Cluster — leise

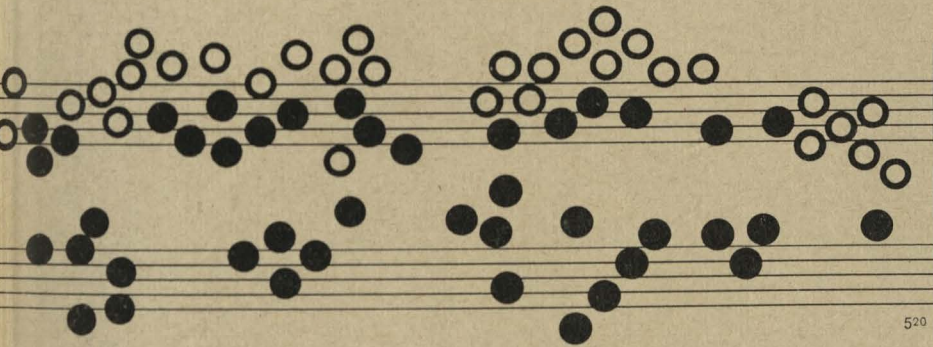


Cembalo Cluster mit flacher Hand oder Unterarm
Unteres Manual 16' + 8' — lange Dauer — größere Dichte

Band Cluster mittel bis laut

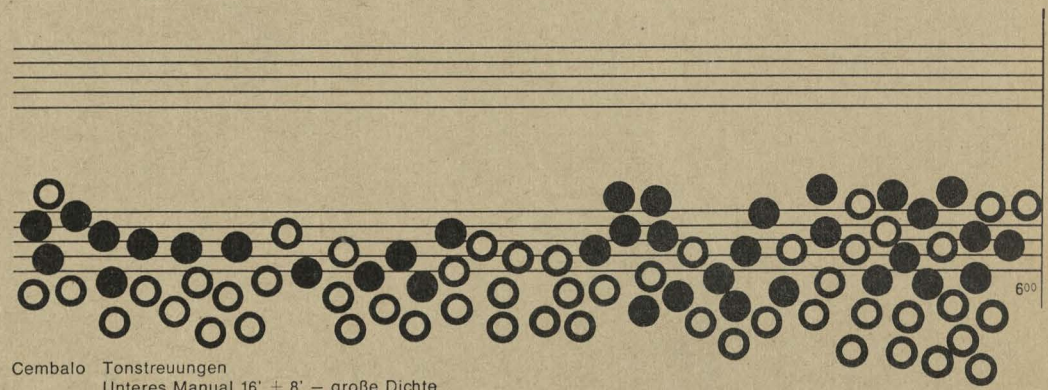


Cembalo und Band Nachhall



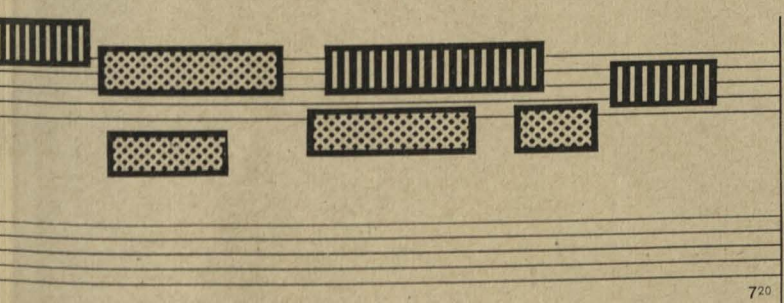
Cembalo Tonstreuungen
Zum Teil Oberes Manual 8' + Lautenzug
Unteres Manual 8' — geringe bis mittlere Dichte

Band Tonstreuungen leise



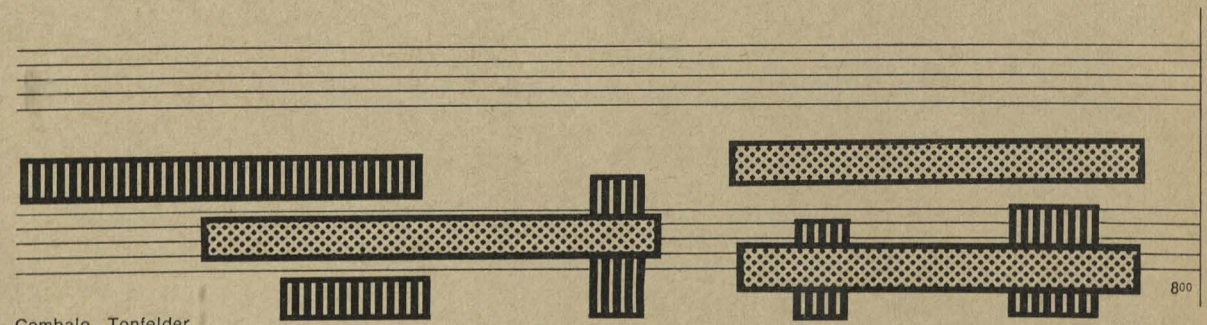
Cembalo Tonstreuungen
Unteres Manual 16' + 8' — große Dichte

Band Tonstreuungen laut



Cembalo Tonfelder
Oberes Manual 4' — große Dichte — schnelles Tempo des Tremolos — kurze Dauer

Band Tonfelder leise



Cembalo Tonfelder
Unteres Manual 8' + 16'
Oberes Manual 8' + 4' gekoppelt — große Dichte — schnelles Tempo des Tremolos — lange Dauer

Band Tonfelder laut





on stattet der Bun
dischen Regierun
11. Juni einei

ds in Kanad
vard-Univer
Bundeskanz
ktorwürde
uß darar
zwischen
Präsi-
sehen
hard
des
on

ie.
or. Sie
des kana

Handwritten signature: Helga Pape

Handwritten text:
Kunstwerk
aus Farbe
ist eine
für die
Gegen
vorhanden ist

Seit einigen Jahren arbeitet im Wolfsburger Schloß eine kleine Künstlergruppe. Sie trägt den Namen Schloßstraße 8.

Zu ihr gehören die Maler Paul Kurt Bartzsch, Gustav Kurt Beck, Hans Hirschler, Helga Pape, Olga Szaif-Pawlowa, der Bildhauer Peter Szaif und der Fotograf Heinrich Heidersberger.

Die Stadt Wolfsburg stellt der Gruppe im Schloß Arbeitsräume zu geringen Mieten zur Verfügung. Außerdem überträgt sie den Künstlern Lehraufträge an der Volkshochschule, wodurch ihnen ein finanzielles Existenzminimum gewährleistet ist. Durch diese Entscheidung leistet die Stadt Wolfsburg Vorbildliches auf dem Gebiet der Kunstförderung. Sie hat eine wirksame Form zeitgemäßen Mäzenentums gefunden.

Die abgebildete Grafik stammt von der Malerin Helga Pape.

Die 1939 in Schöppenstedt geborene Malerin studierte von 1956-61 in Braunschweig bei Professor Peter Voigt. 1961 erhielt sie den Kunstpreis der Stadt Wolfsburg für Grafik. Seit dieser Zeit arbeitet sie im Wolfsburger Schloß und gehört zur Gruppe Schloßstraße 8.

Das Blatt stellt, wie die Malerin selber sagt, eine Visitenkarte ihrer Arbeit dar. Es wurde für das Format der Zeitschrift eigens angefertigt.

Helga Pape versucht, mit gegenständlichen Mitteln abstrakte Situationen vorzustellen. Schrift wird von ihr seit Jahren als legitimes bildnerisches Mittel konsequent angewandt.

Ist ein Gegenstand gefunden, der ihren formalen Vorstellungen entspricht, wird er zum Träger vielfältiger Empfindungssituationen und dem Beschauer zur Brücke, die geistigen Interpretationen zu verstehen.

Ihre Farbigkeit ist verhalten. Sie paßt sich immer der abstrakten Grundhaltung, der Bildidee an und löst sich völlig vom Gegenstand.

Es gelingt ihr, sich mit diesen Mitteln glaubwürdig vorzustellen.

Werner Steffens

Ausstellungen

Kunstverein Braunschweig, Salve Hospes

26. April bis 24. Mai 1964

Emil Cimiotti, Johann Georg Geyger

Hubertus von Pilgrim, Malte Sartorius

Plastiken, Ölbilder, Graphik

Ausstellung, im Städtischen Museum

anlässlich der Neuberufung an die SHFBK

August bis September 1964

Künstlerinnen aus Niedersachsen

Galerie Schmücking Braunschweig, Salve Hospes

April bis Mai 1964

Max Peiffer-Watenphul, Aquarelle

Juni 1964

Horst Antes, Bilder, Graphik

Städtisches Museum Braunschweig

3. Juni bis 31. August 1964

Afrika im Spiegel der Briefmarken

Herzog-Anton-Ulrich-Museum Braunschweig

Mai bis Juni 1964

Neuerwerbungen 1964

Deutsche Graphik des 19. bis 20. Jahrhunderts

Juli 1964

Meisterzeichnungen aus dem Museum

Kunstverein Wolfsburg

26. April bis 24. Mai 1964

Graphik Oeuvre Ausstellung Ruprecht Geiger

23. August bis 20. September 1964

Linolschnitte von Pablo Picasso

November 1964

Italienausstellung lebender Künstler

Ölbilder und Gouaschen

Kestner Gesellschaft Hannover, Warmbüchenstr.

Mai bis Juni 1964

Fontana, Capogrossi, Dorazio

Kunstverein Hannover, Sophienstr.

24. Mai bis 5. Juli 1964

Kollektivausstellung Eduard Bargheer

23. August bis 20. September 1964

52. Ausstellung Niedersächsischer Künstler

Kunstverein Hamburg, Ferdinandstr.

25. April bis 24. Mai 1964

Charles Lapicque

6. Juni bis 2. August 1964

Edouard Vuillard

15. August bis 13. September 1964

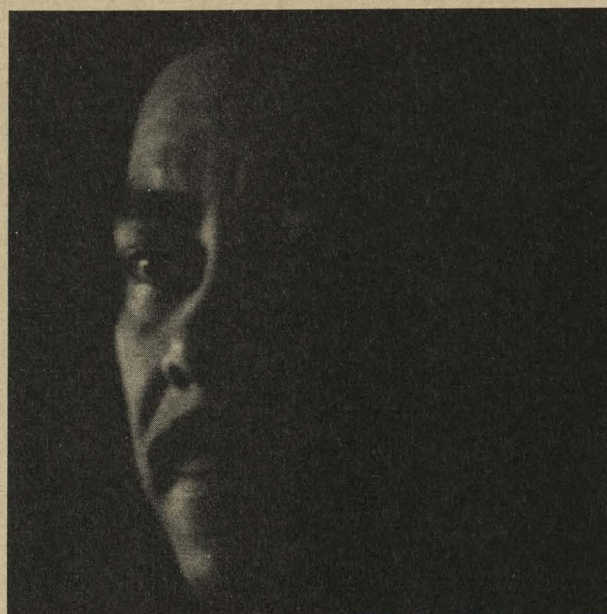
Moreni

27. September bis 25. Oktober 1964

Ernst Wilhelm Nay

When the eye defines

the sharp eye sees
that inner worth
the outer confines
The dull eye sees
only that which shines.
Careful eyes see
the real that both
inner and outer
combines.



Injustice

Under this pigment which covers me
black is not the blood nor soul
I deny all rules they conjure
to cast me in a lesser role
To the cruel sting of the whip of chance
I must flinch but I've never bowed
At the weakning door that hinders me
I pound, I spit, I curse aloud
False their claimed superiority
never gave Gods to men this right
yet if you be one who denies Them
deny we be brothers cite
It matters not if the strongest beasts
strive to tear me from this concept
or try to bend me to bow to them
I am I, I shall not accept. Injustice

O woe! O woe!

Stung again between the eyes
I'm sightless,
cought again tight in Loves webb
I'm mightless.
Tricked anew to the tower
of sadness,
doomed anew to that disease
of madness.
O woe!
Kissed again on heart and soul
and bitten.
Sprung upon by thief and knave
and ridden.

Schmücking Galerie Schmücking Galerie Schmücking Galerie Schmücking Galerie

Galerie
Schmücking

Braunschweig
Salve Hospes
Lessingplatz 12
Ruf 224 60

Taschenbücher

Edition Suhrkamp

Brecht, Mutter Courage und ihre Kinder, 49
Materialien zu Brechts »Mutter Courage und ihre Kinder«, 50
Sachs, Das Leid Israels, 51
Hesse, Geheimnisse, Letzte Erzählungen, 52
Weiss, Der Schatten des Körpers des Kutschers, 53
Adorno, Moments musicaux, 54
Im Dialog: Walser, Überlebensgroß Herr Krott, 55
Im Dialog: Wünsche, Der Unbelehrbare, 56
Tumler, Nachprüfung eines Abschieds, 57
Bloch, Tübinger Einleitung in die Philosophie 2, 58
Suhrkamp Texte: Johnson, Karsch, und andere Prosa, 59
Suhrkamp Texte: Eich, Die Mädchen aus Viterbo, 60
Becker, Felder, 61
Majakowski, Wie macht man Verse?, 62
Enzensberger, Bewußtseins-Industrie. Einzelheiten 1, 63
Kipphardt, In der Sache J. Robert Oppenheimer, 64
Frisch, Die Chinesische Mauer, 65
Franzen, Aufklärungen. Essays, 66
Heller, Essays um Nietzsche, 67
Weiss, Die Verfolgung und Ermordung J. P. Marats, 68

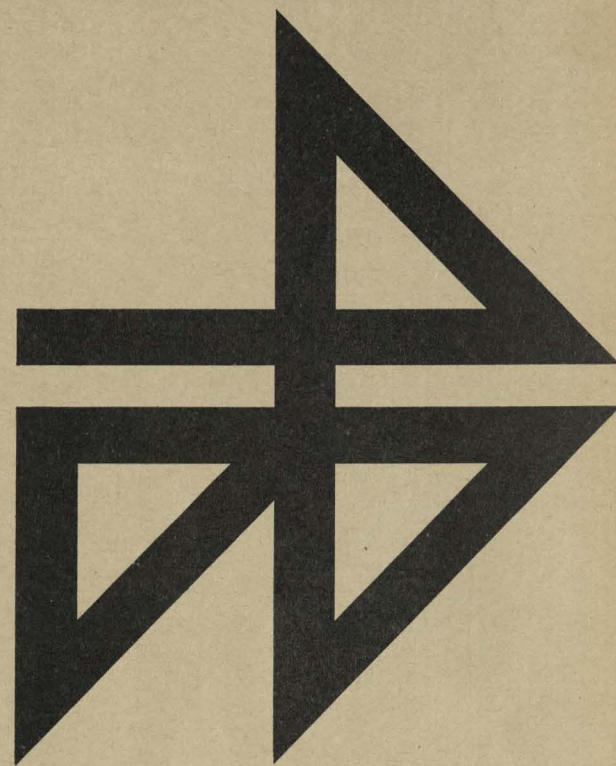
Deutscher Taschenbuch Verlag

Vittorini, Die Garibaldina, 169
Pagnol, Marcel, 170
Jens, Deutsche Literatur der Gegenwart, 172
Lorenz, Er redete mit dem Vieh, 173
Mann, Die kleine Stadt, 177
Paustowskij, Ferne Jahre, 178
Chesterton, Der Hammer Gottes, 179
Der Tanz der Vögel, Märchen der Südsee, 180
Klages, Die Handschrift des Menschen, 182
Villon, Das Große Testament, 183
Thoma, Moral, Erster Klasse, 2 Stücke, 185
Nowakowski, Polonaise Allerheiligen, 186
Kraus, Die letzten Tage der Menschheit, sr 23–24
Benn, Die Stimme hinter dem Vorhang, sr 25
Perse, Preislieder, sr 26
Deutschland und die Welt, dokumente 174–75
Israels Weg zum Staat, dokumente 181
Ich kam, sah und schrieb, dokumente 187–88

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Hemingway, Haben und Nichthaben, 605
Qualtinger, Merz, Der Herr Karl, 607
Pagnol, Marius Fanny Cesar, 608–09
Greene, Ein ausgebrannter Fall, 612
Kusenber, Lob des Bettes, 613
Coward, Palmen, Pomp und Paukenschlag, 616–17
Neumann, Narrenspiegel, 630–31
Baldwin, Hundert Jahre Freiheit, 634
Dokumente des Sozialismus, rde 189–90
Sartre, Marxismus und Existentialismus, rde 196
Hoffmann, Nachtstücke, RK 148
Dostojewskij, Der Idiot, RK 149–52
Lichtenberg, rm 90

Schriftenreihe
der Pädagogischen
Hochschule
Braunschweig



Begründet von Professor Albert Trapp
Herausgeber Professor Adolf Beiß

Heft 3 Karl Zietz
Einführung in die allgemeine
Psychologie 6 DM

Heft 5 Karl Zietz
Abriß der Kinder- und
Jugendpsychologie 6 DM

Heft 7 Peter Wolfersdorf
Märchen und Sage in Forschung,
Schule und Jugendpflege 6 DM

Heft 8 Franz Hubert Crumbach
Die Struktur des »Epischen Theaters«
Dramaturgie der Kontraste 16,80 DM

Heft 9 Peter Wolfersdorf
Stilformen des Laienspiels
Anhang Schulspiel 6 DM

Heft 10 Ewald Kley
Sache und Sinn
Studien zur Didaktik der
Volksschule 10 DM

Heft 11 Otto Hilbig
Eignungsmerkmale für den
Volksschullehrerberuf 8 DM

Waisenhaus Buchdruckerei
und Verlag

Braunschweig
Waisenhausdamm 13 Fernruf 2 17 35

SPD SPD SPD

Wohlstand für alle und Fortschritt durch leistungsstarke Industrie und hervorragende Bildungseinrichtungen zu verwirklichen, ist das Ziel moderner sozialdemokratischer Kommunalpolitik.

Die Industriestadt Braunschweig mit ihren drei Hochschulen bietet dafür ein Beispiel.

SPD SPD

SPD SPD SPD

SPD SPD SPD

SPD SPD SPD

Haben wir einen Wohnstil?

katurist André Françoise antwortete: »Nein, man sollte keine Raketen zum Mond schießen.« Und der französische Außenminister Couve de Murville sagte: »Warum nicht? Den Mond gab es doch schon in der Antike.«

Beide sind Menschen von heute. Wie wohnt man also heute? In Teak, in Stilmöbeln, modern, karg möbliert, reich möbliert? Wie Romy Schneider oder wie Brigitta von Schweden? In Knollmöbeln oder in Wagner-Möbeln? Hat man Anbaumöbel oder Hängeregale?

Es gibt in der Bundesrepublik Tausende von Möbelfabrikanten, Handwerkern, Herstellern von Lampen, Gardinen, Teppichen, Tapeten, Radios, Gemäldeproduktionen, Türbeschlägen, Badezimmerarmaturen. Sie alle haben durchaus mit Wohnen im engeren Sinne zu tun. Und die Fabrikanten verarbeiten die verschiedensten Materialien: Teak, Zebrano, Birke, Nußbaum, Stahl und Papier, Glas und Perlon, Wolle und PVC. Sie stellen Büfets her und Anbaumöbel, Schränke mit geschwungenen und glatten Fronten, Möbel im skandinavischen Stil und Stilmöbel. Es gibt nichts, was es nicht gibt. Nie waren die Möglichkeiten, sich einzurichten, so groß wie heute. Noch nie war die Auswahl so groß. Ich sagte eben, es gibt nichts, was es nicht gibt. Und ich glaube, es gibt vor allem keinen Wohnstil unserer Zeit. Es gibt nicht den Stil, in dem man sich einrichten muß. Und ich möchte sagen, es gibt ihn zu unserem Glück nicht. Wenn man sagt, das Wohnen von heute ist von Wohnung zu Wohnung verschieden, denn darin drückt sich unser Wohnstil aus, dann hat man schon sehr viel gesagt.

Gewiß haben unsere Wohnungen eine Anzahl gemeinsamer Merkmale. Und vielleicht macht die Summe dieser gemeinsamen Merkmale das Wohnen von heute aus.

Unsere Wohnungen sind heute lichter, sonniger und heller als früher. Sie sind nicht so überladen mit Volants und Bordüren, mit Tischen und Fauteuils mit Fransen, Nippes und anderem. Sie sind bequemer, leichter zu pflegen; sie sind sachlicher; sie entsprechen unserem Lebensstil, der sich ja auch gewandelt hat.

Ich glaube, man richtet sich heute auch nicht mehr fürs ganze Leben ein. Man kauft die Möbel nicht mehr, um sie zu vererben. Wenn Eltern jungen Leuten einige Möbelstücke mit in die Ehe geben, dann allenfalls fürs erste. Nicht, damit sie sie weitervererben.

Wohnen ist sprachlich verwandt mit Wonne. Diese Verwandtschaft ist nicht zufällig. Darin kommt unser Wunsch zum Ausdruck, daß die Wohnung gemütlich, behaglich, wonnevoll sein soll. Wir haben heute die Höhlen der Urmenschen aufgestockt bis zum 30. Stock und höher. Wir haben sie mit Zentralheizung ausgestattet und mit Airkondition. Sie haben auch heute noch dieselbe Funktion wie die alte Höhle. Aber sie sind noch etwas anderes. Sie sind mehr. Sie sind heute gewissermaßen unser eigener Lebensinhalt.

Draußen, da sind wir Betriebsangehörige, Unbefugte, Fußgänger. Wir stehen vor einem Schalter oder dahinter und nur in der Wohnung, da werden wir wieder zu Menschen. »Nur wo wir spielen«, sagt Schiller, »sind wir eigentlich ganz Mensch.« Wir wollen auch einmal etwas Überflüssiges tun. Wir wollen nicht nur so viel Raum haben wie uns zusteht oder man uns zugesteht. Wir wollen nicht gewohnt werden. Erlaubt ist, was gefällt, auch der Kitsch. Wo Mannigfaltigkeit ist, da ist Unsicherheit. Wo Unsicherheit ist, nistet sich Kitsch ein. **Ich glaube, daß es die Aufgabe unserer Architekten und Raumausstatter sei, ein abgeklärtes, maßvolles, mildes Verhältnis zu finden zum Kitsch, zu dem, was jeder selbst als Kitsch empfindet.**

Unsere so sehr eifrigen und besorgten Architekten und Innenarchitekten sollten bedenken: Sie fühlen sich allzusehr versucht, uns zu läutern, zum Guten, Wahren, Edlen und Reinen zu führen. Nichts dagegen. Ohne Besessene gäbe es keinen Fortschritt. Aber unsere Architekten sollen vor allem die besten technischen Errungenschaften kennen und anwenden. Sie sollen billig bauen und dafür sorgen, daß die Türen richtig aufgehen, geschmacklos sind wir allein. Willi Herzog

Haben wir einen Wohnstil?

nen von heute aus. Summe dieser gemeinsamen Merkmale das Wohngemeinsamer Merkmale. Und vielleicht macht die Gewiß haben unsere Wohnungen eine Anzahl schon sehr viel gesagt.

drückt sich unser Wohnstil aus, dann hat man Wohnung zu Wohnung verschieden, denn darin Wenn man sagt, das Wohnen von heute ist von möchte sagen, es gibt ihn zu unserem Glück nicht. den Stil, in dem man sich einrichten muß. Und ich allem keinen Wohnstil unserer Zeit. Es gibt nicht was es nicht gibt. Und ich glaube, es gibt vor Auswahl so groß. Ich sagte eben, es gibt nichts, zurichten, so groß wie heute. Noch nie war die nicht gibt. Nie waren die Möglichkeiten sich ein-schen Stil und Stilmöbel. Es gibt nichts, was es genen und glatten Fronten, Möbel im skandinav-her und Anbaumöbel, Schränke mit geschwun-und Perlon, Wolle und PVC. Sie stellen Büttas Zebra, Birk, Nußbaum, Stahl und Papier, Glas verarbeiten die verschiedensten Materialien: Teak, nen im engsten Sinne zu tun. Und die Fabrikantermerataturen. Sie alle haben durchaus mit Woh-Gemäldeproduktionen, Türbeschlägen, Badezim-Lampen, Gardinen, Teppichen, Tapeten, Radios, Möbelfabrikanten, Handwerker, Hersteller von Es gibt in der Bundesrepublik Tausende von oder Hängeregale?

oder in Wagner-Möbeln? Hat man Anbaumöbel oder wie Brigitte von Schweden? In Knollmöbeln möbliert, reich möbliert? Wie Romy Schneider also heute? In Teak, in Stilmöbeln, modern, kern Beide sind Menschen von heute. Wie wohnt man doch schon in der Antike.

vile sagte: »Warum nicht? Den Mond gab es der französische Außenminister Couve de Mur-sollte keine Raketen zum Mond schießen.« Und katunist André François antwortet: »Nein, man

schießt?« Der sehr kultivierte französische Karl-einer Zeit, in der man Raketen zum Mond für sinnvoll, sich mit Antiquitäten zu umgeben in der u. a. die Frage gestellt wurde: »Halten Sie es Wir haben einmal eine Umfrage veranstaltet, bei steller ein Bedürfnis von heute?

am Fließband hergestellt. Befriedigen diese Her-im Tessin werden garantiert echte antike Möbel ich da alles gesehen habe.

stars gesehen, und ich kann gar nicht sagen, was ich habe. Dutzende von Wohnungen unserer Film-tieren sie das Wohnen von heute?

sie nur weiß ist oder allenfalls grau. Repräsen-gegangen. Farbe in der Wohnung, also gut, wenn mir vor, als seien sie bei Henry Ford in die Lehre Viele unserer jungen Innenarchitekten kommen schwarz ist.«

er: »Na gut, mir ist jede Farbe recht, wenn sie nur willen einmal andere Farben zulassen, antwortete einmal bedrängten, er solle doch um Himmels Autos gebaut. Als ihn seine Formgestalter wieder Ford t kennen. Der hatte jahrelang nur schwarze Ich weiß nicht, ob sie die Anekdote um Henry halten sie dafür. Jede Farbe ist ihnen verdrängig. für schieres Teufelswerk hätten, zumindest einige für Innenarchitekten, deren Absolventen Tapeten winklig aufeinander stoßen. Es gibt eine Schule man besser in Räumen leben könne, die spitz-den rechten Winkel im Haus, sie meinen, daß liner Architekten Scharoun, die verabscheuen Ich kenne einige Architekten, Anhänger des Bau-Bauherr revoltiert.

der Stuhl davor nicht, wahrscheinlich hat da der beton, sogar der Schreitisch ist aus Beton. Nur und Fußböden in dem einen Haus sind aus Sicht-Corpusier erbaut und eingerichtete. Die Wände Ich kenne einige Einfamilienhäuser, die hat Le-ein Mensch von heute.

ist mein Freund durchaus ein sanfter Mensch und drohende Masken, Spere und Streitkräfte. Dabei da herum, Felle, Kissen, an den Wänden hängen einige Möbelstücke, eine Menge Polster stehen in seinem Wohnzimmer hat er kaum einen Stuhl; Brummen.

die Augen rot, und es ertönt ein schrulliges man auf einen Klingelknopf drückt, dann leuchten stehen, einen ausgestopften, versteht sich - wenn Der hat in der Diele seines Hauses einen Bären rückt oder sagen wir besser, ein wenig exaltiert. Ich habe einen Freund, der ist ein biblisch ver-

geschmacklos sind wir allein. Willt Herzog und dafür sorgen, daß die Türen richtig aufgehen, kennen und anwenden. Sie sollen billig bauen allem die besten technischen Errungenschaften Fortschritt. Aber unsere Architekten sollen vor Nichts dagegen. Ohne Besessene gäbe es keinen Guten, Wahren, Edlen und Reinen zu führen. len sich allzusehr versucht, uns zu läutern, zum und Innenarchitekten sollten bedenken: Sie füh-Unsere so sehr eifrigen und besorgten Architekten findet.

Kitsch, zu dem, was jeder selbst als Kitsch emp-maßvolles, mildes Verhältnis zu finden zum-fen und Raumzustatter sei, ein apokalyptisches, Ich glaube, daß es die Aufgabe unserer Architek-heit. Wo Unsicherheit ist, nistet sich Kitsch ein-der Kitsch. Wo Mangeltätigkeit ist, da ist Unsicher-gewohnt werden. Erleicht ist, was gefällt, auch zusetzt oder man uns zugestift. Wir wollen nicht Wir wollen nicht nur so viel Raum haben wie uns Wir wollen auch einmal etwas Überflüssiges tun. sagt Schiller, »sind wir eigentlich ganz Mensch.« wir wieder zu Menschen. »Nur wo wir spielen,« oder dahinter und nur in der Wohnung, da werden fuge, Fußgänger. Wir stehen vor einem Schalter Draußen, da sind wir Betriebsangehörige, Unbe-gewissermaßen unser eigener Lebensinhalt.

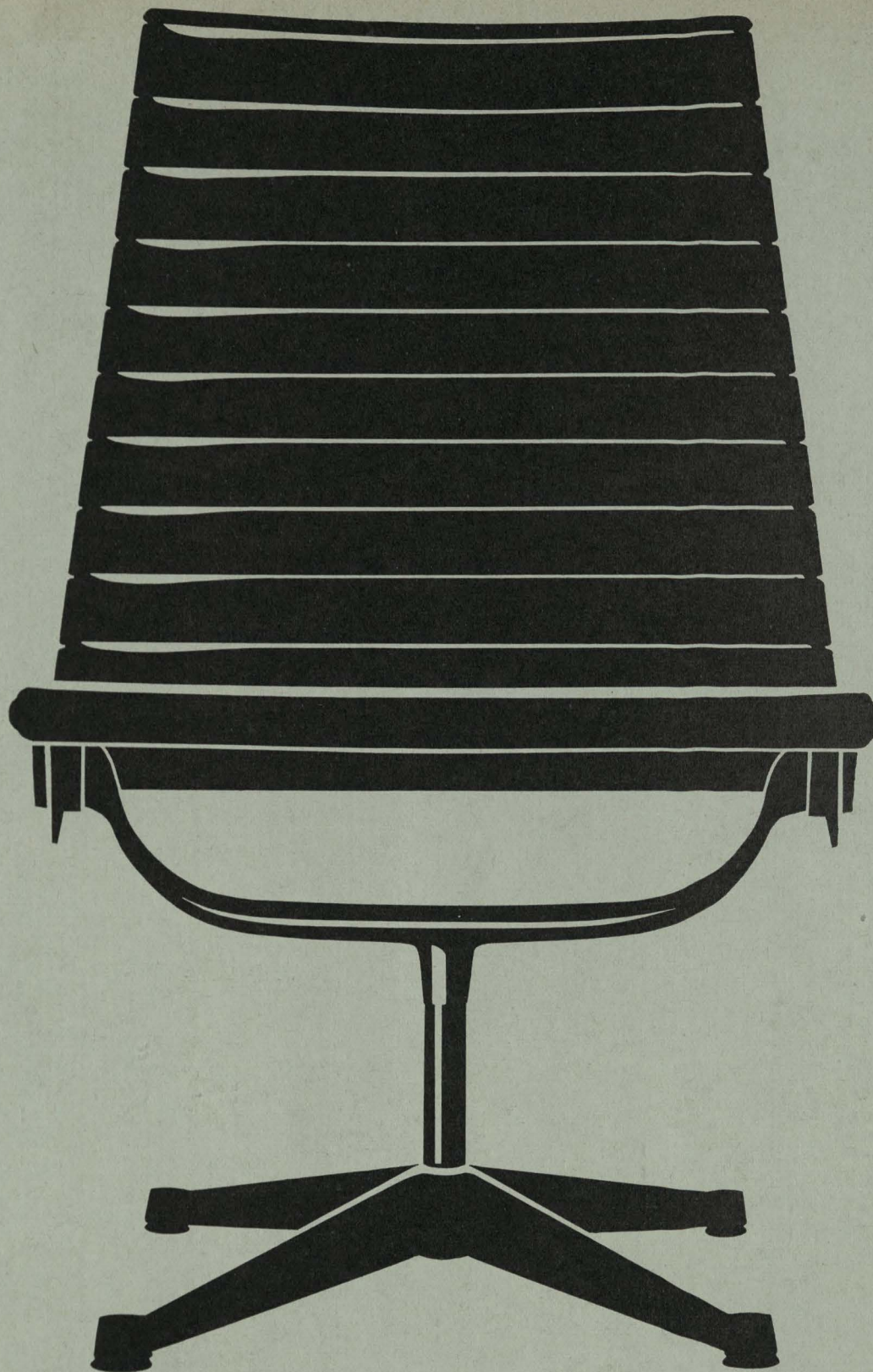
etwas anderes. Sie sind mehr. Sie sind heute Funktion wie die alte Höhle. Aber sie sind noch Kondition. Sie haben auch heute noch dieselbe sie mit Zentralheizung ausgestattet und mit Air-gestockt bis zum 30. Stock und höher. Wir haben haben heute die Höhlen der Urmenschen auf-Die Industriestadt Braunschweig mit ihren drei Hochschulen bietet dafür ein Beispiel.

Kommunalpolitik. Verwandschaft ist nicht zufällig. Darin kommt unser Wunsch zum Ausdruck, daß die Wohnung gemütlich, behaglich, wonnenvoll sein soll. Wir geben, dann allenfalls fürs erste. Nicht, damit sie sie weitervererben.

Wohnstand für alle und Fortschritt durch leistungsstarke Industrie und helfende Bildungseinrichtungen zu verwirklichen, ist das Ziel moderner Sozialdemokratischer Verwandschaft ist nicht zufällig. Darin kommt unser Wunsch zum Ausdruck, daß die Wohnung gemütlich, behaglich, wonnenvoll sein soll. Wir geben, dann allenfalls fürs erste. Nicht, damit sie sie weitervererben.

den Leuten einige Möbelstücke mit in die Ehe nicht mehr, um sie zu vererben. Wenn Eltern jun-mehr fürs ganze Leben ein. Man kauft die Möbel Ich glaube, man richtet sich heute auch nicht auch gewandelt hat.

sie entsprechen unserem Lebensstil, der sich ja beduener, leichter zu pflegen; sie sind sachlicher; teils mit Fransen, Nippes und anderem. Sie sind mit Vorlats und Bordüren, mit Tischen und Fan-und heller als früher. Sie sind nicht so überladen Unsere Wohnungen sind heute leichter, sonniger



herman miller collection
bofinger produktion
kollektion vitsoe und zapf

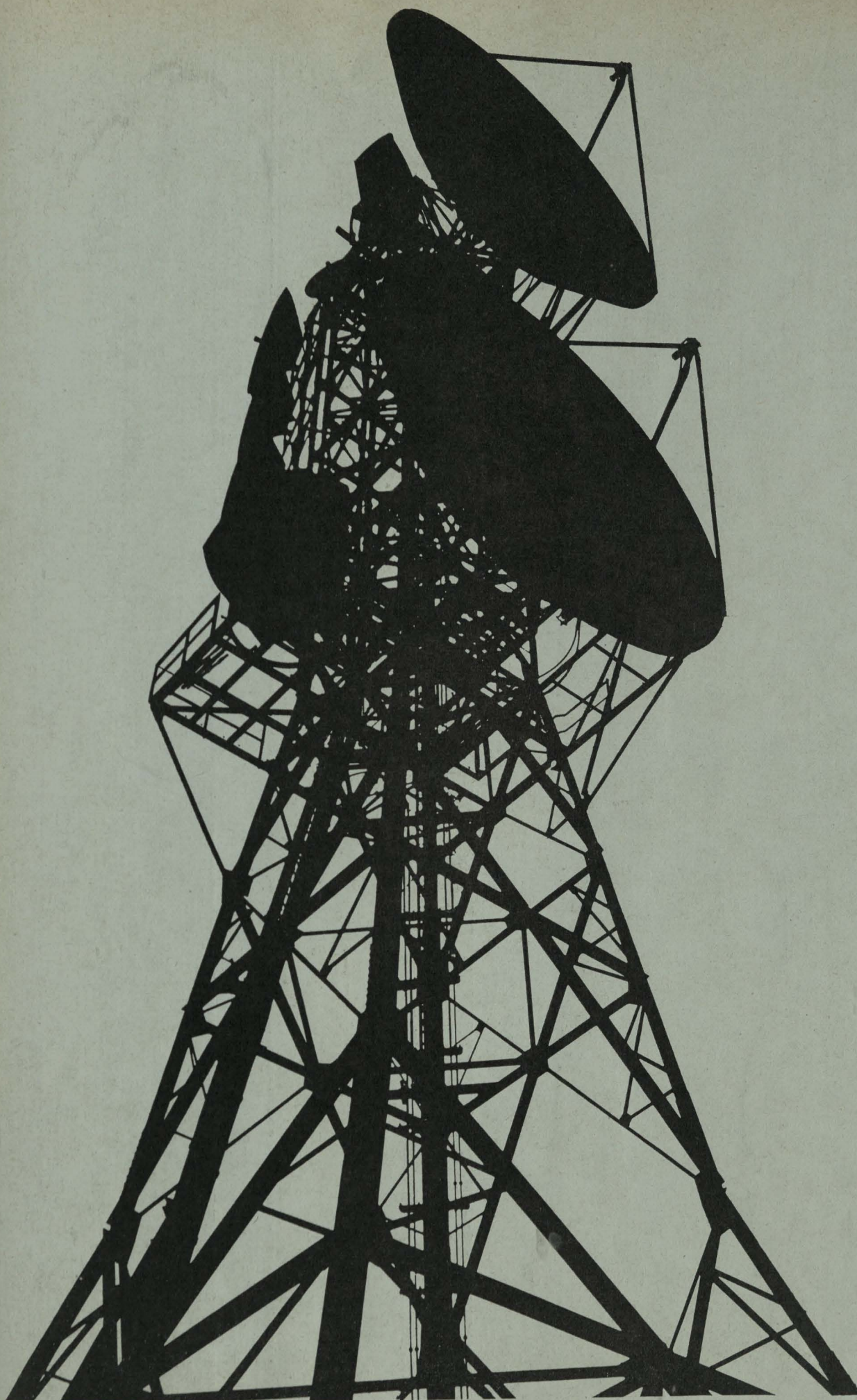
loeser

internationaler wohnbedarf
braunschweig
gördelingerstraße 47 ruf 40043

Braunkohlen-
Briketts
aus dem
Helmstedter
Revier

Ein guter
Brennstoff
in Stadt
und Land,
in Haushalt
und Gewerbe.





Ein Beruf mit Zukunft

Diplomingenieuren der **Elektrotechnik**, des **Maschinenbaues** und der **Architektur** bietet die Deutsche Bundespost eine interessante und verantwortungsvolle Beschäftigung. Als Führungskräfte einer der größten Verkehrs- und Nachrichtenverwaltung der Welt mit mehr als 400 000 Beschäftigten haben Sie günstige Aufstiegsmöglichkeiten. Die Deutsche Bundespost gewährt Studenten der Elektrotechnik und des Maschinenbaues von Studienbeginn an, Studenten der Architektur nach bestandem Vorexamen Studienbeihilfen, 260 DM monatlich bis zum Diplom-Vorexamen, anschließend 330 DM monatlich. Während der zweijährigen Ausbildung als Postreferendar erhält ein verheirateter Diplomingenieur einen monatlichen Unterhaltszuschuß von etwa 660 DM bis 880 DM. Nach Bestehen der Großen Staatsprüfung beträgt das Anfangsgehalt etwa **1100 DM** bis **1200 DM**. Beförderungsmöglichkeiten vom Postrat in höhere Dienststellungen stehen offen. Die Deutsche Bundespost bietet neben einer gesicherten Lebensstellung umfangreiche soziale Leistungen. Auch Hilfe zur Wohnraumbeschaffung wird gewährt.

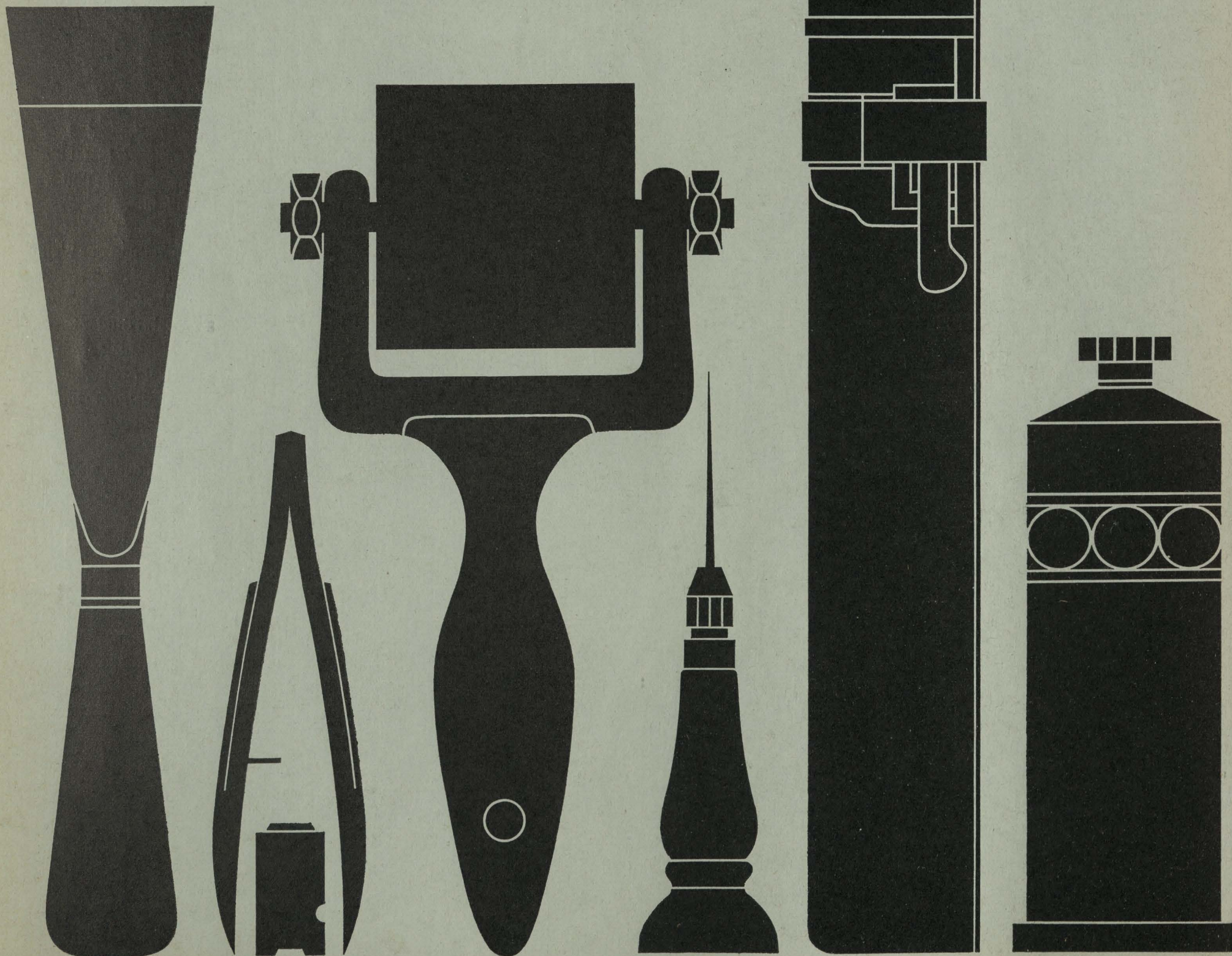


Anfragen und Bewerbungen richten Sie bitte an die Oberpostdirektion Braunschweig.

ACO DRUCK

Braunschweig Kalenwall 1
Telefon 2 24 95 / 96

Qualitätsdrucksachen
erfordern gutes Handwerkszeug

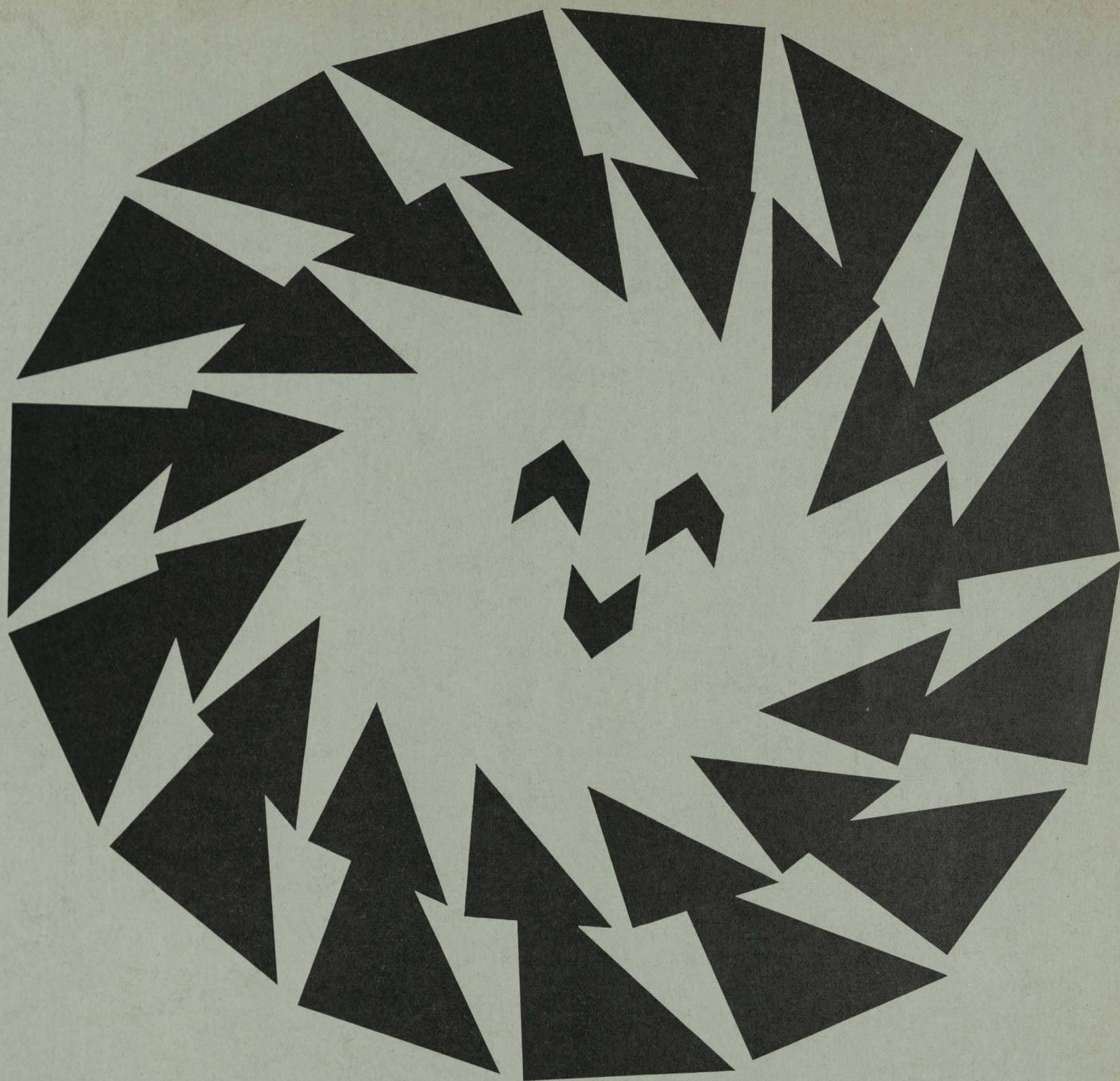


KEIN KÜSS WIE DIE DUFTEN
LEICHE bezaubernd jung
Schaum reguliert für jede
FIGUR HAUT viele Wochen
Das Wirkungsgeheimnis klar
und bekömmlich aus vollreifem Weiss macht
ihre Zähne kontrolliert
Wenn jetzt ihre Familie mit
Dieser pikanten Rationalisierung im
Mittelpunkt jedes Sein oder Nichtsein
iN'S SchwanKEN gerät
Wäre es verrät am Vater oder
AS beglückende Gefühl für KENNER
Männer Und

Text von Norbert Eisbrenner

Bitte beachten Sie die Bellsage der Firma C.J. Lamy

Die Umschläge unserer Ausgaben 6, 7 und 8 wurden bei den Wettbewerben »Der werbende Umschlag«, die die Deutsche Bibliothek Frankfurt am Main und der Bund Deutscher Gebrauchsgraphiker München veranstalten, unter die besten 50 Umschläge gewählt.

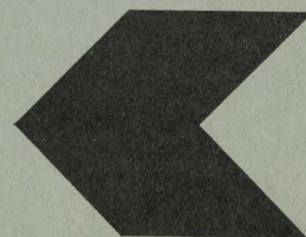


jetzt

Kohlen billiger
Kohlensommerpreise
Kohlen kaufen

Kötz

Ruf 22033
Helenenstraße 16
Bertramstraße 9



Theater bedeutet Widerstand

Spielplan 1964/65

Der Mensch von heute spielt nicht mehr aus dunklem Drange und ist sich auch des rechten Weges kaum noch bewußt. Auch wir sind es nicht, und unser Spiel soll Ihnen nichts vorspielen, aber wir glauben an das Theater als einen Ort provozierender und auch vergnüglicher Wahrheiten. Mit einem neuen, überwiegend jungen Ensemble stellen wir uns Ihnen vor - neue Stücke haben wir im Reisegepäck - alte Stücke wollen wir so neu sehen, wie jede Zeit es verlangt. Festspielstars können wir Ihnen nicht bieten, aber ein Spiel, das zum Fest wird. Wir haben manches Unmögliche vor, und dazu brauchen wir Sie. Lernen Sie unbekannte Regionen kennen! Erleben Sie mit uns geistige Abenteuer! Sprechen Sie mit uns darüber! Theater bedeutet Widerstand, Protest. Gegen die Fertigfabrikate vom Fließband. Gegen die Verklärung menschlicher Schwächen. Gegen alles Billige und Genormte. Wenn Sie unserer Meinung sind, kommen Sie zu uns! Wenn Sie nicht unserer Meinung sind, kommen Sie erst recht!

Ihr Staatstheater Braunschweig

Oper

Mozart
Rossini
Lortzing
Bellini
Wagner

Don Giovanni
Der Barbier von Sevilla
Undine
Die Puritaner
Siegfried
Der fliegende Holländer
Parsifal
Ein Maskenball
Falstaff
Fürst Igor
Carmen
Der Schelm und die Bauern
Der Mord an Arden

Verdi

Goehr
Borodin
Bizet
Dvořák

Ballett

Händel
Massenet
Peragallo
Egk

Operette

Offenbach
Strauß
Kreisler

Novellette (Concerto grosso Nr. 12)
Soirée Espagnole
Tragedia
Französische Suite

Orpheus in der Unterwelt
Eine Nacht in Venedig
David und Goliath

Großes Haus

Sophokles
Shakespeare
Ben Jonson
Molière
und Roussin
Lessing
Kleist
O'Neill
Canetti
Denis
Saroyan
Weiss
Wanderscheck

König Ödipus
Der Kaufmann von Venedig
Volpone
Die Schule der Frauen
Die Nachprüfung
Emilia Galotti
Prinz Friedrich von Homburg
Oh Wildnis
Komödie der Eitelkeit
Sir Augustus
Pariser Komödie
Die Verfolgung und Ermordung
Jean Paul Marats
Der Froschkönig

Kleines Haus

Büchner
Tschechow
Schnitzler
Lind
Marceau
Dyer
de Obaldia
Vian

Woyzeck
Drei Schwestern
Anatol
Heiden
Der Manager
Die Rassel
Der Satyr aus der Vorstadt
Generäle

hohlweg der ein sprung ins genick ist es deins springt dir ins genick hohlweg der springt ist es dein ansatz zum genickschuß im sprung fächerartig den sprung zur andeutung perfektioniert ist es im hohlweg dein genick den ansatz des hohlwegs bildend dir den sprung

dessen war er sicher konnte er noch werden so war es bestimmt. er war eine abzuschreitende linie. man nannte sie weg. so wurde es überliefert von mund zu mund und ist in den annalen nachzu lesen

hohlweg der sprang dir ins genick. bewegte sich. zögerte. zweifelte. ließ die wegdeutung sich durch ihren weglosen teil widerlegen zögerte im ansatz über ihn hinaus setzte rücklings dein genick stück für stück die wegstrecke zurücklegend im sprung in den hohlweg

straßenbreite ists blatt
ins genick springts ins
breite

soweit noch der hohl
weg der weg war war da
da

war was
was war
himmelblauer himmel fleckenlos rein überm weg im osten sonnenaufgang beherbergend desgleichen untergang im westen zur bestrahlung einzelner schritte
verschiedenen folgen zugeeignet
gebrauchsanweisung

weg da
aus
weg
s
los

lösen vom als gegebenen gewußten
bewußten

hin zum andern. der teilte eins der teile
hin zum andern. der teilte eins der teile zum rinnsal gehörend ein. in serien mit laufenden nummern numeriert und festgelegt und als wegweiser bestimmt
voreilig ging es vor sich eilends erworben eine handbreit unterm genick über den weg geworfen

merke auf das vergrößern der geburtenziffer in keinem ver

hältnis zur sterbeziffer stehend
den schritt in den hohlweg springen wenn er nicht geworden wäre

wäre er als hilfsmittel überzählig. auseinandergehen und

als ein teil vom ganzen
gerade noch als letzter halbiert
werden. einer
reihe von mehreren und gleichen

mehrere zugleich gleichen
sich mehrmals gleichzeitig

eine zeit nachher war die danach
wer den ersten schritt macht ist der letzte
einer ist ein letztes gewesen

zuletzt

wer eine zeitlang den ersten schritt macht war vorher die zeit lange schonweisend was danach der weg war für schritte nachher die zeit die danach war
wars nachher wer danach den letzten schritt macht einige zeit
den ersten schritt macht ist der
letzte schritt danach ist der letzte
schritt nachher ist einer der ersten

schritte danach wars eine zeit die

die letzte

wer den ersten

wer den letzten

ist einer

ist einer

ist einer ein letztes

gewesen. ist einer ein letztes

gewesen ist der erste schritt wer den macht

ist der letzte schritt

einige zeit danach überschritt einer den letzten schrittweise fortgetrieben

ist einer der letzten gewesen

ist einer der letzten schritte überschritten

ist einer gewesen der

einer ist

einer schritt zuletzt

einer ist im weg

einer hinterließ spuren

einer ließ spuren hinter sich herziehend sein letztes

einer spürte hinterlassenem nach

eine hinterlassenschaft ließ spuren letzter schritte schritt für schritt einer spur ähnlich und ähnlicher und ähnlicher werden und

einer spur herkunft

ist der letzte schritt einer zeit davor

eine zeit nachher war die danach

die spiegelung eines oder mehrerer bewußt-seins-teile ist die wiedergabe des bewußtlosen

ist einer der letzten im hohlweg der voranging einer der ging einer von vielen gehenden

einer im weg

nickte dazu

sehen wie die

da dazu

dazu

sehen

und

und

stehen im

genick

weg da

der da saß sprang auf

auf und ab springen und

neoplastizität

der da saß sagte nur zu dazu

den nagel auf den kopf treffen wollen und treffen und

permanenter erinnerungsschock

widerspricht wieder

schockdauer

sagte im weg dazu weg da im hohlweg der ausweg zum umweg als hohlweg

das blaue herunterholend assoziierbare bewußtseinsfleckte im gehalt der wege

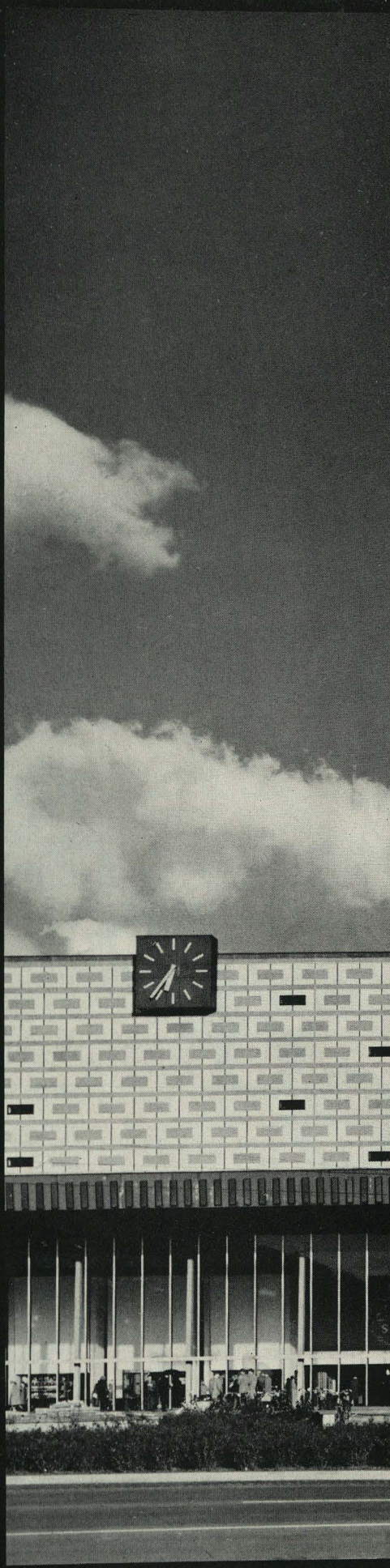
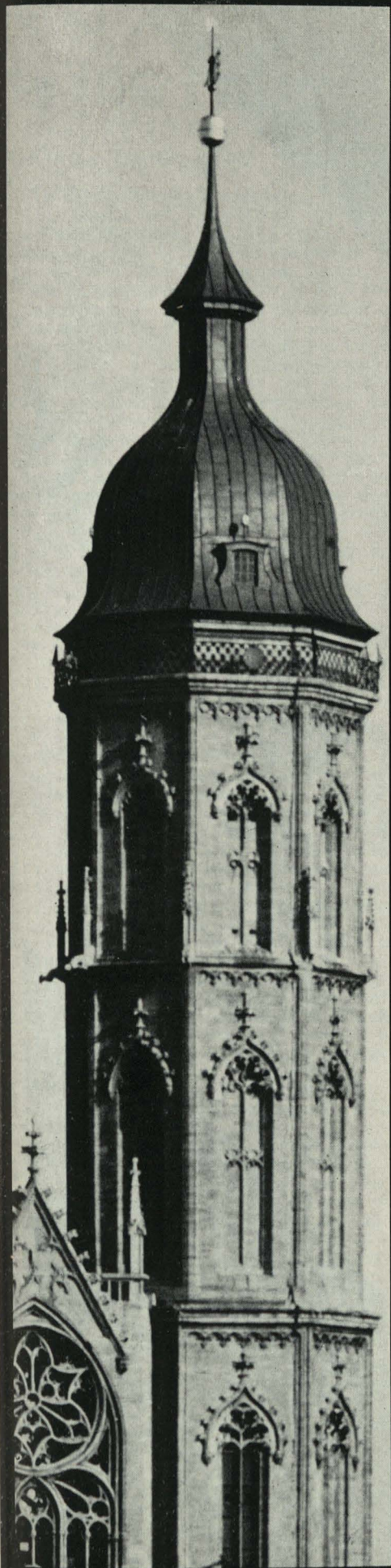
der holen dazu

und reichten die wege einander zu sie zwecks besserer erkenntnis auseinanderzuhalten

einanderzureichen und auseinanderhalten wollen

hohlweg der sprang an dir vorbei wieder zu weg zu werden der ein sprung in dein genick ein hohlweg im ansatz was warsists

blattbreite



Braunschweig
zwischen Harz und Heide



Tradition
Kunst
Wissenschaft
Industrie



Lindentwete

zum Altstadtmarkt

Parkplätze



Einrichtungshaus Fr. Koch
Werkstätten für feinen Innenausbau
Braunschweig
Gördelingerstraße 38/40 Ruf 25214

38

40

Gördelingerstr

vom Radeklint

Was kam denn da ins Haus?

Gedanken über eine Ausstellung

Der Föderalismus hat sich wieder einmal als Mäzen betätigt. Lang war es her, seit Anton Ulrich die Herzogstadt zur Rembrandtstadt machte. Die neue HFBK, Hochschule für bildende Künste, ist nämlich ein Beutestück im föderalen Ringen um Glanz und Ansehen, das Hannover eine neue medizinische Akademie und Oldenburg, als dritte Traditionsinsel Niedersachsens, den Traum einbrachte, Universitätsstadt zu werden. Die Braunschweiger können nun je nach Neigung stolz sein auf: ihren Spargel, ihre TH, ihre PH, ihre neue Stadthalle und neben ihrer Eintrachtmannschaft auch auf ihre neuen Maler, Bildhauer und Kupferstecher, die ihnen die neue Hochschule ins Haus brachte. Wünschen wir ihnen aber viel Bürgerstolz über den Sitz der Künste in ihren Mauern, denn er ist nötig, um jenes Gebäude in der Broitzeimer Straße, das immer noch mehr einem Finanzamt gleicht, in einen Musentempel umzugestalten. **Ehre denen, die dort entsagungsvolle Vorarbeit leisteten für das Neue, das dort wirken und werden soll!** Ein freundnachbarlicher Rat vorweg: Die neuen Paradiesvögel, von denen jetzt die Rede sein soll, brauchen gute Pflege, sonst fliegen sie weg, oder sie verkümmern.

Sehen wir uns also ihre Antrittsvorlesung an, gehalten im städtischen Museum, in der ihnen gemäßen Form, liebevoll präsentiert, am 26. April eröffnet. Um zärtliche Pflege bemühten sich: der Kunstverein, das städtische Kulturamt und nicht zuletzt der Hausherr, stets bereiter Gastgeber für die Gegenwart. Der neue Kestnerdirektor Wieland Schmied war aus Hannover gekommen, um sie freudig bewegt vorzustellen, vier neue Dozenten der HFBK: Emil Cimiotti, Johann-Georg Geyger, Hubertus von Pilgrim, Malte Sartorius. Durchschnittsalter: 36; zwei Preußen, zwei Hannoveraner ihrer Provenienz nach, auch das herrlich ungewollter Balanceakt, einer Zonengrenzstadt würdig.

144 Katalognummern, Malerei, Grafik, Bildhauerei, eine schöne Ausstellung. Werke künstlerischer Reife, bisher einziger Ausweis für das neue Lehramt, das sie alle antraten; erst in 10 Jahren wissen wir, ob sie auch gute Ratgeber, Lehrer und Freunde der Jüngeren waren, wenn ihre Schüler anfangen, sich und der Schule als Kunsterzieher oder freie Künstler einen Namen zu machen. Alle Vier hatten ein bestimmendes Erlebnis, die Begegnung mit dem Süden, nicht erst seit Blechen, Tischbein oder Goethe Humus für das deutsche Wesen. Spanienreise des einen und Romstipendium in der Villa Massimo, jener Zuchtstätte mit preußischem Hausmeister, der selbst den Silberhimmel nicht schwarz-weiß umfärben konnte. Die Titel der Arbeiten der 58 bis 59iger Jahre künden nicht allein von der formenden Kraft des Südens.

Nun zur Person: Emil Cimiotti, 37 Jahre, der Arrivierteste unter ihnen, hatte schon früh, mit 34 Jahren, eine Einzelausstellung im Deutschen Pavillon der Biennale Venedig, größter Mustermesse internationaler Spitzenkunst. 1959 war er schon auf der II. Documenta in Kassel dabei, dem Reservat für Arrivierte. Seine früheren Arbeiten sind als Wachsgüsse Unikate und bereits Kostbarkeiten für den Sammler geworden. Man lebt sich schnell in diese Welt ein, verläßt man die Denkgewohnheit an die geschlossene menschliche Figur und erfährt das sprossende Wachstum, das sich nach außen und oben reckt und öffnet und sich runden will auf seine Weise. Das Pflanzenreich und die Welt des Meeresgrundes kann dem Ungeübten Assoziationen liefern für seine Phantasie. Die späteren Arbeiten verlieren an spielerischer Leichtigkeit und Subtilität, sie gewinnen an Kraft durch Monumentalität, senken sich nun von oben herab in entgegengesetzter Bewegungstendenz als wollten sie beschützen, entfalten sich mit der Leichtigkeit einer Meduse, das Material überwindend, wollen größeres Volumen ausfüllen.

Keine Arbeit ist verkäuflich, alles ist bereits in festen Händen. Die Freunde Cimiottis bangen sicher, wie ihm das Lehramt bekommen wird, ob es ihn domestiziert oder ihm erst Freiheit und Unabhängigkeit geben wird. Seine Schüler haben einen Lehrer, dessen Name im Lande etwas gilt.

Johann-Georg Geyger, 42 Jahre alt, wurde schon früh durch Stipendien und Förderpreise ausgezeichnet, vor der Beru-

fung bekam er zuletzt den Niedersächsischen Staatspreis. Seine Arbeiten werden als repräsentativer Beitrag deutscher Gegenwartskunst im Ausland gezeigt, dabei ist er keineswegs ausstellungswütig, hält seine Bilder eher zurück, malt langsam, mit unendlicher Akribie, beherrscht die Darstellung des Gegenständlichen ebenso selbstverständlich wie seine eigenen Erfindungen. Die Bilder der Ausstellung zeigen zunächst einen linear fest umgrenzten Konstruktivismus, die römische Zeit bringt seiner Palette warme und glühende Töne, sie reduziert sich später auf Erdfarben, Tonwerte alter, vergilbter japanischer Holzschnitte. Die Fläche wird jetzt kostbar gemacht, man kann Peinture und Valeurs erleben, die dem deutschen Maler oftmals abgehen. Wieland Schmied nannte einige Bilder „Aktlandschaften“, ins brokathafte umgesetzte Hauttöne erinnern daran. In seine letzten Bilder kommt nun Bewegung, Ansatz zur Geste, ich frage mich, ist Geyger ein Späentwickler oder sind dies Zeichen eines stärkeren Engagements, Abkehr von der reinen Kontemplation? Als Autodidakt, der sich das Handwerkliche selbst erarbeitete, möge er es seinen Schülern leichter machen, Beherrschung der handwerklichen Grundlagen sind für ihn Voraussetzung zur Verwirklichung des genialen Einfalls. Das vermüßte man bisher ein wenig auf der Werkkunstschule.

Hubertus von Pilgrim, 31 Jahre, Grafiker oder Bildhauer, das ist hier die Frage, Chance und Leid einer Doppelbegabung. Ich denke das Rennen ist schon entschieden. Es rührt in den frühen Arbeiten, den großen Henry Moore nun schon in der zweiten Adeptengeneration zu erleben, überkommen durch Bernhard Heiliger, Pilgrims geschätzten Berliner Lehrer. Beide haben seither eigene Wege beschritten. Pilgrims Weg führte nach Paris zu Stanley Hayter, einem der Ziehväter für das grafische Handwerk. Es entstehen Meisterwerke der Radierkunst, die in allen bedeutenden grafischen Sammlungen zu finden sind, eigenartige traumsurreale Gebilde auf klassischem Boden gewachsen. Nr. 96 ist eine wahre Alexanderschlacht der Radierkunst, diese Blätter erfordern monatelange Arbeit, hohe Konzentration und eine Akribie, die man bei dem Hünen aus Berlin nicht erwartet. Wer, wie bei der Grafikfolge 103, zweiundzwanzig verschiedene Techniken meistert, sie damit zugleich dem Vergessen entreißt, scheint prädestiniert für ein Lehramt, um so mehr Anlaß, von Pilgrim solche Lehrmöglichkeiten zu schaffen.

Malte Sartorius, 31 Jahre, ist schon von der Ausbildung her durch die Wahl seiner Lehrer für ein Lehramt vorbereitet. Auch er verschreibt sich früh den grafischen Techniken, wobei die klare Festlegung des Holzschnitts wohl seinem ostpreussischem Wesen zu entsprechen scheint. Bei Durchsicht seiner Blätter hält man bereits bei den frühen Arbeiten den Atem an. Was hier aus der Linolschnitttechnik herausgeholt wird, wie hier ebenfalls eine Verzauberung des an surreales Sehen gewöhnten Auges gelingt, ist meisterhaft. Doch dann kommt etwas Natürliches, der Drang nach eigener Entdeckung, los vom Lehrer, Realisierung eigener Erlebnisse, und es geschieht das Merkwürdige, daß eine expressive Technik, wie wir sie von den großen Meistern der Zwanzigerjahre kennen, angewandt wird, um etwas ganz Statisches, Brücken, Zivilisationswelt, umzusetzen; Visionen, die mehr von Chirico kommen als von Masereel. Da liegt ein Bruch!

Aber die letzten Arbeiten zeigen, wohin der Weg führen soll, ins metaphorische Erfassen der gegenständlichen Welt. »Epithaph für einen Fisch«, sagt als Titel was gemeint ist. Mich läßt das kalt. Ich wünsche mir für diesen begabten Malte Sartorius nur eines, zurück zur Natur (morte)! Umsetzen dessen, was so früh meisterlich gelang. Nr. 108–111 in eine neue Wirklichkeit, Abschied von der Langeweile der konformen Abstraktion. Er kann das noch, vielleicht hilft ihm der Einsatz einer neu erarbeiteten Technik.

Resümee: Eine schöne Ausstellung, alle vier tragen sich gegenseitig, steigern und ergänzen sich. Die Ausstellung ist großartig gehängt und arrangiert, der Katalog hat bleiben den Wert, vielleicht etwas zuviel Plastik bei Pilgrim. Eine Vorstellung von Geschmack und Individualität im Massen- und Popzeitalter.

Glückwünsche für Braunschweig. Mögen die angehenden Pädagogen der PH, die angehenden Techniker und Ingenieure aus Wolfenbüttel und Braunschweig viel Gebrauch davon machen, einmal über den Zaun ihres Arbeitsbereiches zu schauen. **Möge sich Kunstsinne und Bürgerstolz der Braunschweiger nicht für ihr Theater erschöpfen, oftmals ein glückloses Unternehmen.**

Eine HFBK muß man nämlich, mit ihren Meistern der bildenden Kunst, auch ein wenig erwerben oder umwerben, um sie zu besitzen!

Mit gutnachbarlichem Gruß

Uwe-Jens Nissen

Für den, der
hoch hinauf will
oder muß

Wir verleihen
unsere Fahrleiter

(23 m ausfahrbar)

Holl

Gebäudereinigung Otto Holl
3300 Braunschweig
Kuhstraße 10 Ruf 28180

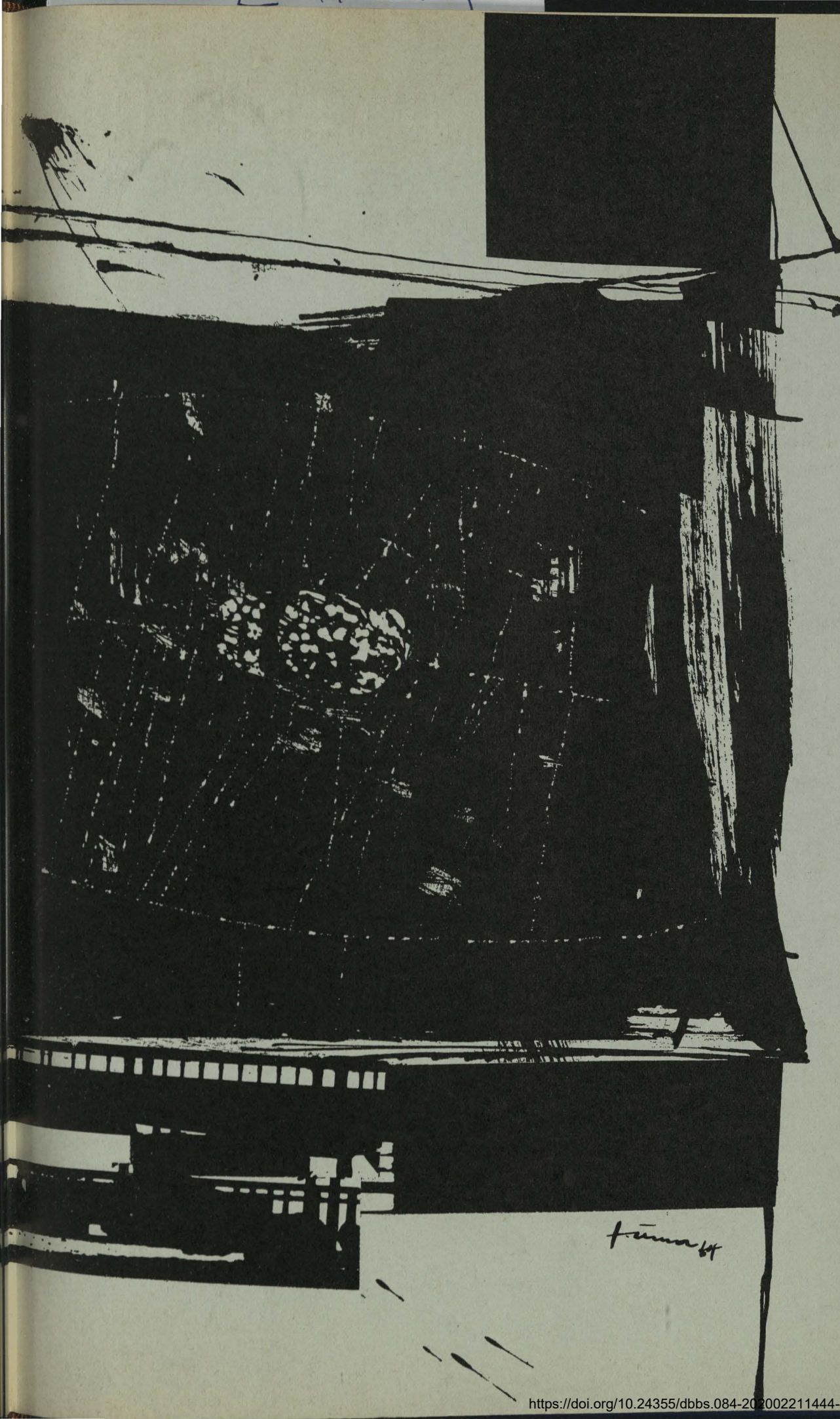
Ernst Bloch Hauptsache und Nebensachen

Es ist nicht gut, nebenher zu leben. Aber aufs Nebenbei zu achten, ringsum, das ist ein anderes, hilft weiter. Der Blick hierfür kann nicht scharf genug geübt werden. Er achtet auf das, was nicht in den glatten Kram paßt, und achtet es besonders. Er rauht auf, hält an, wo das übliche Auge nichts sieht, also weitergleitet.

Auch sprachlich drängt sich so ein Ruck herein, unterbrechend. Ein schlechter Gärtner, wer seine Blumen immer auf gleiche Art bindet, ein schlechter Schreiber, wer vor neuem Eindruck nicht auch neu ansetzt. Er entspricht dem teils verknöcherten, teils zu allgemeinen Denker, Nichtdenker, der eh schon weiß und daraus schematische Tunke über alles gießt. Wonach alles gleich schmeckt, das nicht dazu Passende von vornherein übersehen, ausgelassen wird. Oder als nicht nur klein, sondern als klein und häßlich in einem dastehen muß, weil es den verabredeten, den zu lang gewohnten Reim nur stört. Statt daß genau dies Störende, sofern und indem es aus bisher kaschiertem Nebenbei her stammt, mit dem Zuge kommt. Als fruchtbar Störendes, Stoßendes, Unterbrechendes, genau hier ist zu bejahen, wenn sich der Bock zum Gärtner macht, subjektiv wie objektiv. Die entscheidenden Schläge, sagte Benjamin, werden heute mit der linken Hand geführt, das heißt mit derjenigen, die dem Beiseite, dem Nebenbei, ohnehin näher ist als dem routinierten Schwung im Großen Ganzen. Nur bei Gelegenheit näher, gewiß, und nicht etwa so grundsätzlich, daß das Nebenbei nun seinerseits wieder alles verschluckt. So ewig aphoristisch werdend, in epigonal kleiner Form, wie die ausgemachten Wälzer schematisch sind. Aber anders ist ein Unterbrechendes, das gerade Alter hindert, fertig zu sein mit dem Wort, und ein Zusammenhängendes, das sich gerade darin erneuert und bewährt, daß es sich ablenken läßt und darauf versteht. Ist das doch die treueste Art, den Gedanken in der so wenig glatten Welt selber rauh und empfindlich zu halten.

Bedacht Kleines beiseite kann derart wichtiger sein als pensionierter Gedankenzug, der nur noch mit sich selbst verkehrt.





Die Sinne melden sich neu und was sie zeigen. Es ist hier ein einzelnes, das wird immer wieder dem reihenden Darstellen, sammelnden Gedanken übergeben. Und genau daran sticht das minder oder gar nicht Eingemeindete heraus, ein Unterbrechen, das immer wieder in die Schule mehr schlecht als recht benannter Dinge gehen läßt und ins Wirkliche als selber Unterbrechendes. Was eben aber nicht endloses Entlaufen, Verlaufen bedeutet, schreibenden Seitensprung um jeden Preis. Sondern hierher gehört das Ineinander eines sogar bindenden Zerbrechens, nämlich quer hindurch, bisher Entferntes nah zusammenbringend, eines zusammenhängend Unterbrechenden, wie es in der Welt und nicht etwa nur in einem sich wendenden Kopf ist. Das Nebenbei gehört folglich ebenso, ja allein um der einen Hauptsache willen hierher, weil bereits das Darstellen auf sie hin ohne dies anders lautende Einzelne nicht auskommt. Und auch nicht ohne jenes Besondere, dessen oft mehr oder minder bizarre Gestalt nicht oder nicht schon das Besondere eines reihbar Allgemeinen zu sein braucht. Zweifellos können genau in die Findung dessen, was am wenigsten Nebeneinander von Nebenbei ist, nicht genug Stoffe mit »Abseits, wer ist's?« eingegossen werden. Ist doch das große Ganze selber nicht nur abseits, sondern, indem es sich erst bildet, auch noch weniger als vorhandenes Nebenbei, nämlich noch nicht da. Ist utopisch wie nichts sonst, bedroht, mit keinem sicheren Ort, und braucht auch Vermehrendes wie nichts sonst. Also ist bloßes Vielerlei zwar ebenso unfruchtbar wie schematisches Einerlei, doch jede »irgendwie« berührte Hauptsache braucht auch entlegene Zeugen, so wie diese wieder nur zu ihr zu reden haben. Je einzelner das immer wieder absetzt, ansetzt, desto verantwortlicher hört auch die falsche, bloß gekonnte Glätte auf, von der das Seiende nichts weiß. Genau solch Absetzen ist wichtig, worin das nicht Fertige immer wieder ruckbar wird. Es hat lange genug Refrains gefunden, die zu rund waren, um wahr zu sein. Und die das Unterwegs leugnen, worin sich doch im gleichen Aufwaschen wenig erledigt.

Der AStA TH

Als sich nach dem Kriege die Studentenschaft an den deutschen Hochschulen wieder organisierte, war die Situation nicht nur an den Hochschulen allgemein, sondern im besonderen Maße der Studenten derart ungünstig, daß es zu den vordringlichsten Aufgaben gehörte, die Notlage der Studenten zu mildern. Es lag im Wesen der Nachkriegszeit, wirtschaftliche Probleme vordringlich also auch vor juristischen zu klären.

Doch die Erfüllung ihrer sozialen Aufgaben wurde der studentischen Selbstverwaltung immer wieder durch das Fehlen eines Studentenschaftsgesetzes äußerst erschwert oder gar unmöglich gemacht. So zeigten die Schwierigkeiten zwischen Studentenschaft und Behörden (z. B. die Kontroverse um den Hilfsfonds mit dem Kultusministerium) ständig aufs neue das Fehlen einer gesetzlichen Grundlage. Natürlich können unsere Vertreter sich auf die Satzung berufen, der sie ihre Wahl verdanken. Jedoch ist diese Regelung nur hochschulintern. Ein Kegelklubvorstand kann sich zum Schutz seines Vereins auf das BGB berufen. Der AStA vermag als Exekutivorgan einer in die Tausende zählende Studentenschaft kein Gesetz zu nennen, das für ihn zuständig ist. Das Studentenschaftsgesetz ist daher nicht mehr länger zu entbehren.

Es muß geklärt werden, in welchem Verhältnis die Studentenschaft zur Hochschule steht. Der Studentenschaft erscheint die Form einer Körperschaft als bestmögliche, um eine Erfüllung der Aufgaben der Studentischen Selbstverwaltung zu gewährleisten. Neben anderen Aufgaben möge die studentische Selbsthilfe zu den wichtigsten Anliegen der Studentenschaft gehören, so daß wir nach unserem Dafürhalten helfen können. Wir streben an, daß Beiträge von der Studentenschaft selber festgesetzt werden.

In letzter Zeit ist das Studentenschaftsrecht große Schritte vorangekommen. In konkreten Vorschlägen wird bereits diskutiert, wie die Zuständigkeitsbereiche von Studentenschaft, Landesregierung und Hochschule abzugrenzen sind.

Es ist zu hoffen, daß noch in diesem Jahr eine allen Beteiligten genehme Fassung gefunden wird.

Frank Gießner, 1. Vorsitzender

Der AStA PH

Die der studentischen Selbstverwaltung entgegengebrachte Indolenz resultiert aus der Frage, ob diese denn einen Sinn habe, solange sie nur Verwaltungsarbeit verrichte, die von bezahlten Fachkräften sicher besser, gründlicher und gewissenhafter zu erledigen wäre.

Es liegt meines Erachtens an jedem AStA selbst, seine Existenzberechtigung zu erbringen. Diesen Beweis trat der AStA der Pädagogischen Hochschule mit einer Aktion an, über die mein Vorgänger, Herr Sander, schon im omnibus 8/63 berichtete.

Wir hatten unter anderem eine Denkschrift über die Notstände an unserer Hochschule erstellt und die Ergebnisse der Untersuchungen dem Kultusministerium, dem Landtag und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Der Kulturausschuß des Landtages tagte daraufhin in der Kanthochschule. Während dieser Sitzung war es den Vertretern der Studentenschaft möglich, noch einmal mündlich die Nöte vorzutragen.

Inzwischen zeigten sich die Erfolge:

Der Senat der Pädagogischen Hochschulen Niedersachsens forderte auf Veranlassung des Kulturausschusses die PH Braunschweig auf, einen Bedarfsplan zu erstellen, dessen Kernstück der Neubau von Seminargebäuden auf dem Grundstück der Pädagogischen Hochschule am Bültenweg ist.

50 000 DM für ein neues Aulagestuhl wurden versprochen.

40 000 DM flossen uns für die Seminarbüchereien aus der Stiftung Volkswagenwerk zu. Drei Tage später, nachdem dieses durch Rundfunk und Tagespresse verbreitet worden war, mehr als ein halbes Jahr nach unserer Aktion (!), erreichte uns ein Schreiben des Herrn Niedersächsischen Kultusministers.

Er schrieb, die Denkschrift sei zwischen ihm und dem Herrn Ministerpräsidenten ausführlich erörtert worden, und man werde sich dafür einsetzen, die Studiumsmöglichkeiten weiter zu verbessern. Wir haben uns dieses Schreiben eingerahmt, um es im Bedarfsfall vorweisen zu können.

Uwe Sandfuchs, 1. Vorsitzender

Der AStA HFBK

Zum SS 64 wurde ein neuer AStA gebildet. Keines der Mitglieder war bisher in einem AStA tätig. So wie es die Aufgabe der Studentenschaft ist, Rechenschaft zu fordern, so wäre es ihre Aufgabe gewesen, uns ein Arbeitsprogramm zu geben. Nichts geschah. Wir müssen also selber ein Arbeitsprogramm ausarbeiten.

Hat ein Kulturreferat an einer SHfBK wirklich Aufgaben zu erfüllen? Müßte sich »Kultur« an einer SHfBK nicht von selbst verstehen? Die Arbeit unseres AStA kann sich also kaum in der Organisation von Konzerten und Vorträgen erschöpfen. Das schließt nicht aus, daß wir uns ein Programm für das Kulturreferat zurechtlegen; wir werden ihm sogar den größten Teil unseres Fonds zur Verfügung stellen.

Die studentische Sozialarbeit, in erster Linie die Förderung, wird unser Hauptanliegen sein. Nach dem vom Kultusministerium zur Verfügung gestellten Förderungsfonds konnten 64 lediglich 12 Prozent der Studenten gefördert werden. Die Quote liegt an anderen Hochschulen etwa bei 30 Prozent. Wir erwarten, daß der neue Haushaltsplan genügend Mittel zur Verfügung stellt! Unser Direktor hat die Studentenschaft dem Studentenwerk e. V. angeschlossen. Wir wurden so angeschlossen, daß wir weder Sitz noch Stimmrecht im Vorstand erhielten. 200 Studenten zahlen 17 DM für die Krankenversicherung - 18 Studenten können diese Versicherung in Anspruch nehmen. 182 Studenten müssen sich an ihre Erstversicherung wenden. In welchem Verhältnis steht das zu unseren Leistungen an das Studentenwerk e. V.?

Weder die Satzung unserer Hochschule noch die der Studentenschaft sind bisher genehmigt worden, auch bleiben Zweifel über unsere Rechtsituation. Es wäre zu prüfen, ob wir uns einem Studentenverband anschließen.

Zu einer Hochschule gehört eine Rektoratsverfassung. Inoffiziell wird unserer Hochschule eine Rektoratsverfassung zuerkannt. Wann wird unserer Hochschule aber eine solche Verfassung zugesprochen?

Es wird unsere Arbeit sein, noch viele Fragen zu klären.

Karl-Egon Schulz, 1. Vorsitzender

Schwierigkeiten ergeben sich auch immer wieder aus der mangelhaften Struktur der studentischen Selbstverwaltung. In einem »Vorrangigkeitsprogramm« versuchte man Ansätze zu einer Lösung zu finden: Über rechtliche Hilfskonstruktionen sollen die Studentenschaften den Weg zu studentischen Selbstverwaltungskörperschaften gehen. Kenner sagten, es sei die schlechteste Mitglieder-versammlung gewesen; das konnte man aber bisher jedesmal hören. Anerkannt muß werden, was trotz mangelhafter Fachkenntnis, Diskontinuität, regelmäßiger Nachtdebatten und Überarbeitung erreicht wurde. Carsten Zillich

Unglaublicher VDS

Auf der Tagung wurde, wie seit Jahren üblich, auch wieder die Frage diskutiert: Sollen Studentenschaften von Pädagogischen Hochschulen in den Verband Deutscher Studentenschaften aufgenommen werden?

Zur Diskussion standen Anträge der Niedersachsen.

Die VDS-Delegierten Niedersachsens, also auch die Vertreter der TH Braunschweig, waren zunächst gegen die Anträge, denn ihre Vorgänger waren es ja auch. Sie änderten aber dann nach Gesprächen mit den Pädagogen ihre Meinung und setzten sich später alle für deren Aufnahme ein.

Der beste Fürsprecher der Pädagogen war allerdings der Hochschulausschuß des VDS. Er wollte den mit den Vorlagen zur Bildungspolitik und besonders zur Lehrerbildung betretenen Weg konsequent weiter verfolgen und plädierte daher leidenschaftlich für eine Aufnahme.

Entscheidend für die spätere Ablehnung war jedoch, daß der Vorstand nachwies, der VDS könne bei der augenblicklichen Verbandsstruktur und der angespannten Finanzlage die niedersächsischen Pädagogen nicht aufnehmen. Denn damit würde ein Präzedenzfall für alle Pädagogen geschaffen, und die könne er organisatorisch gar nicht verkraften. Das dürfte für einen unvoreingenommenen Beobachter eine der peinlichsten Entscheidungen gewesen sein. Denn setzte der VDS nicht damit seine Glaubwürdigkeit auf dem Gebiet der Bildungspolitik aufs Spiel?

Da spricht als Festredner ein Pädagoge, da wird der Bundeskanzler aufgefordert, dem Kampf um Kompetenzen in der Bildungspolitik ein Ende zu bereiten, da wird die Notwendigkeit einer Hochschuldidaktik betont, da wird gesagt, daß die Studienreform, eine der wesentlichsten Aufgaben der Studentenschaft, nicht ohne Mitarbeit der Pädagogen möglich sei, und da werden schließlich genaue Vorstellungen von der Lehrerbildung entwickelt, aber die, die am meisten mit Bildungsfragen und Pädagogik zu tun haben, die Pädagogen, werden von einer Mitarbeit im VDS ausgeklammert. Eine fatale Situation!

Zum Glück ist man in Niedersachsen konsequenter: Die Pädagogen wurden hier außerordentliche Mitglieder des VDS-Landesverbandes. Carsten Zillich

Hilfsbereitschaft

Die soziale Selbsthilfe der Studenten wurde vom Kultusminister verboten! Diese aufsehenerregende Meldung las man Anfang Januar in den Mitteilungen des AstA der TH. Was war vorgefallen? Seit 1956 gibt es an der TH, getragen von den Beiträgen aller Studenten, für ausländische und mitteldeutsche Studenten einen Hilfsfonds, um diesen ein Studium zu ermöglichen, wenn es durch politische oder wirtschaftliche Gründe nicht verwirklicht werden kann. Die Mittel dafür wurden, im Sozialbeitrag inbegriffen, von der Amtskasse eingezogen und dem AstA zugeleitet.

Ende Oktober 1963 untersagte nun jedoch der Kultusminister die Einziehung dieser Mittel durch die Amtskasse, weil nach der Gebührenordnung der TH nur dafür Gebühren erhoben werden können, wofür der Student Leistungen in Anspruch nehmen kann. Als 1963 ein Student sich weigerte, diese Mittel aufzubringen, konnte der Minister sein bisheriges wohlwollendes Schweigen nicht mehr aufrechterhalten.

Da die Anordnung des Kultusministers jedoch kein Verbot des Hilfsfonds und schon gar nicht studentischer sozialer Selbsthilfe darstellte, hatte der AstA in seiner Stellungnahme leider Falsches behauptet. Die Schärfe des Tones trat hinzu. Damit begann nun eine Entwicklung, die niemand beabsichtigt haben konnte. Man reagierte von den verschiedensten Seiten scharf und wollte sich nichts vergeben.

Der AstA-Falschmeldung folgte vom VDS eine großangelegte und massive Prozeßdrohung gegen den Kultusminister. Dieser, nun öffentlich gefordert, reagierte hart. Er wies den AstA in einem Brief Ende Januar auf dessen Verdrehungen



hin und sprach ihm seine Mißbilligung aus. Um aber auch das Seine zur Verschärfung der Auseinandersetzung beizutragen, verlangte er den Abdruck seines Briefes in den AstA-Mitteilungen binnen vier Wochen und die Bestätigung des Vollzuges dieser Anordnung.

Inzwischen hat man nun zunächst das Kriegsbeil begraben und begonnen, sachlich zu verhandeln.

Der Kultusminister hat auf das Hilfsfondskonto 20000 DM überweisen lassen, und der AstA überzeugte rund ein Drittel der Studenten, von der Rückzahlung der unrechtmäßig kassierten Beiträge abzusehen. (Allerdings zeigt das auch die Grenzen studentischer Hilfsbereitschaft!) Der Hilfsfonds ist dadurch bis zum Ende des Jahres gesichert, und es ist nun Aufgabe der Studentenschaft, Mittel und Wege zu finden, weiterhin genügend Geld dafür bereitzustellen.

Hoffentlich bewältigt der AstA seine Aufgabe gut, nachdem man es von den verschiedenen Seiten so an Takt und Fingerspitzengefühl hat fehlen lassen, in einer Angelegenheit, die das gerade erfordert hätte. WS

Ausgezeichnete Mensa

Die Stadt Braunschweig vergibt nicht nur einen Kunst- und einen Literaturpreis, sondern auch einen Preis für Architektur: den Peter-Joseph-Krahe-Preis. Sie zeichnet mit ihm baukünstlerische Leistungen beim Aufbau Braunschweigs aus. Der Architekt Prof. Dr.-Ing. Walter Henn erhielt nun den Preis für den Mensaneubau.

Die mit der Auszeichnung verliehene Urkunde enthält folgende Würdigung: **Das Gebäude der Mensa stellt eine vorbildliche gestalterische Leistung dar. Dem Architekten ist es gelungen, alle Komponenten, die aus der städtebaulichen Situation, dem Thema des Baues, der Gebrauchsfunktion, der Konstruktionsform und den Materialien resultieren, zu einer künstlerischen Einheit von hoher Qualität zusammenzufügen.**

Die innere Folge der Räume ist bei aller Rücksichtnahme auf den Massenbetrieb und bei meisterhafter Beschränkung auf einfache bauliche Mittel wohlthuend differenziert.

Metastasen aus der Tüte

»Welche Folgerungen gedenkt die Bundesregierung aus der wissenschaftlich erwiesenen Tatsache zu ziehen, daß aus paraffinetränkten Verpackungen krebserregende Stoffe - wie Benzpyren - in die so verpackten Lebensmittel, zum Beispiel Milch, eindringen?«

Diese Frage stellte in der 116. Sitzung des Deutschen Bundestages der Abgeordnete Dr. Bechert an den Bundesminister für das Gesundheitswesen.

Frau Dr. Schwarzhaupt gedachte keine kurzfristigen Folgerungen zu ziehen. Sie verwies den karzinomängstlichen Sozialdemokraten vielmehr auf auslaufende Bestimmungen (die zwar im Hinblick auf die Paraffinkonservierung getrockneter Weinbeeren etwas, nichts aber an dem Benzpyren in der Milchtüte ändern), kündigte Änderungsgesetze an (wie lange wird das dauern?) und verwies im übrigen auf Entwicklungen auf dem Verpackungssektor. Detaillierteres in Das Parlament (14. Jahrgang, Nr. 11, Seite 2).

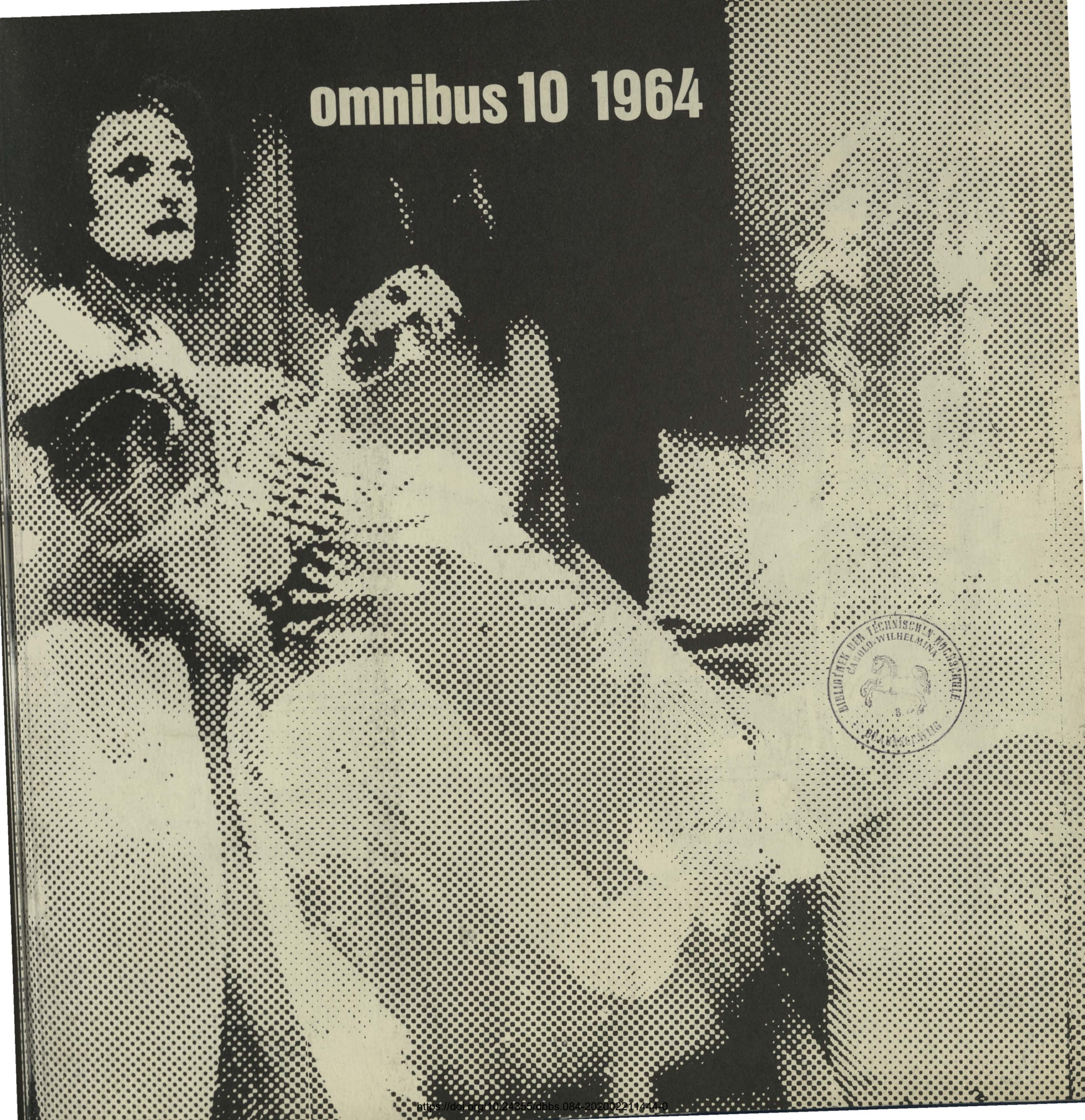
In Braunschweigs Mensa werden täglich zirka 6000 der inkriminierten Behältnisse von durstigen Studierenden leergesogen.

Studentenwerksboß, Dipl.-Ing. Loschke: »Wir werden natürlich den Sachverhalt prüfen lassen. Eine Umstellung auf Flaschenverkauf ist allerdings technisch nicht zu bewältigen. Im übrigen zeigen unsere Statistiken, daß sich der Milchverkauf - u. a. im Hinblick auf die Tuberkuloseerkrankungen bei TH-Studenten - bisher sehr segensreich ausgewirkt hat.« Troll

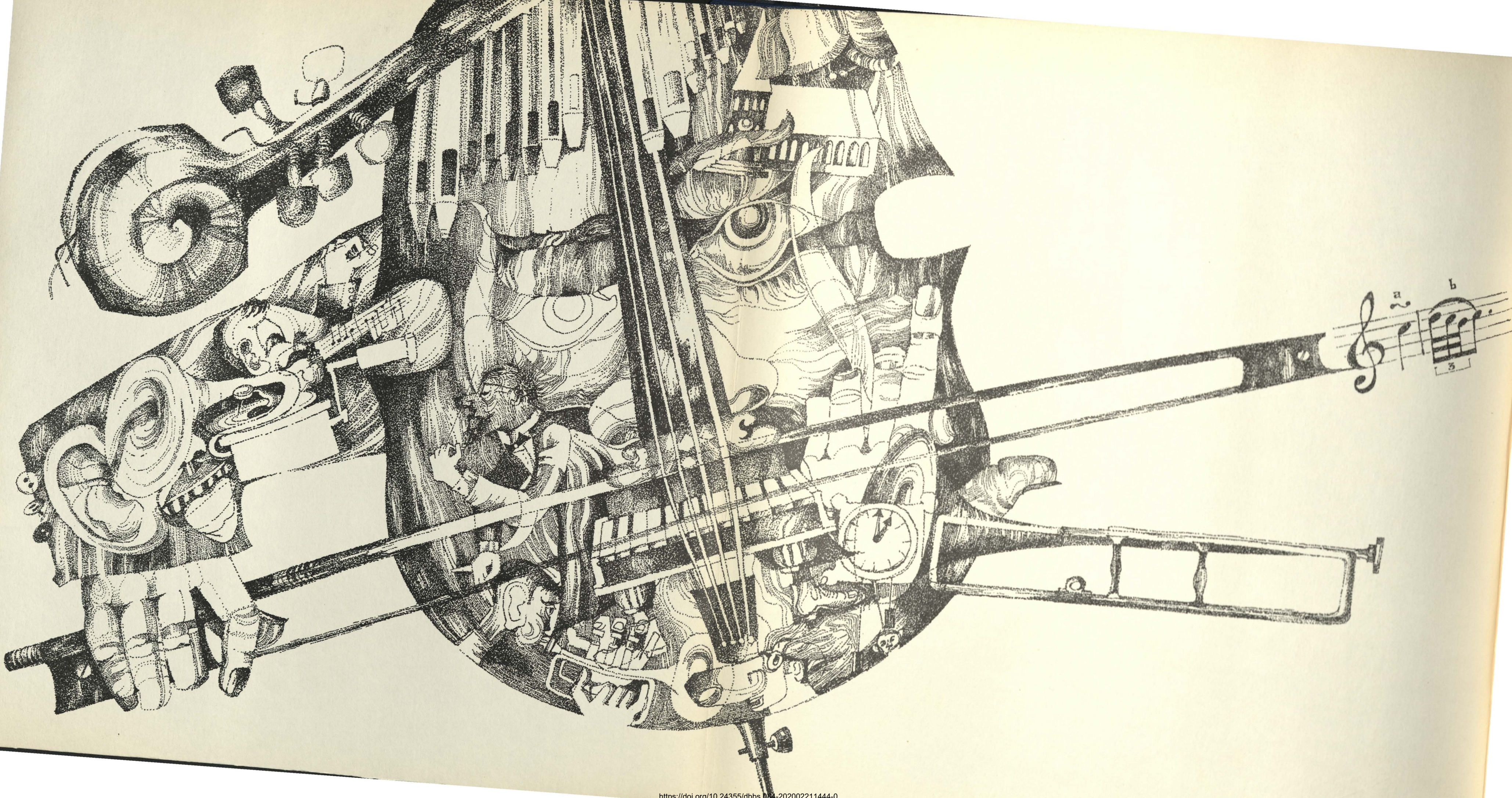
Ra-186

omnibus, Zeitschrift für Studenten
3300 Braunschweig, Broitzemer Straße 230
Preis DM 0,50
Herausgegeben von Werner Steffens, Udo Zisowsky,
Wolfram Schaumann, Hermann Oetting
Verantwortlich für den Inhalt Werner Steffens
Postscheckkonto Hannover 122 70
Gültige Anzeigenpreisliste Nummer 6
Voll gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt
die Meinung der Herausgeber wieder
Für unverlangte Beiträge und Bücher kann
keine Gewähr übernommen werden
Grafische Gestaltung Udo Zisowsky,
Peter Riefenstahl, Manfred Bremeler, Ralf Dierig
Technische Herstellung ACO DRUCK, Braunschweig
Umschlagdruck Borek, Braunschweig
Schriften Helvetica der D. Stempel AG Frankfurt

omnibus 10 1964







Große Kunst zu kleinen Preisen, oder Rettung des Abendlandes mit dem Rotstift

Versuch einer Rentabilitätsanalyse üblicher Kunstherstellungs- und verbreitungsmethoden

Der Untergang des abendländischen Kulturkreises erfolgt etwas anders als vorgesehen. Die ständige Verteuerung der Dienstleistungen ist es, die Erzeugung und Verbreitung von Kultur eines Tages an den Unkosten scheitern läßt. Allen Rettungsplänen voran steht die wertende Untersuchung der genannten Kosten, die im folgenden am Beispiel der Tonkunst unternommen werden soll.

Die Herstellung von Tonkunst erfolgt zumeist freiberuflich und wird stückweise vergütet. Die Stückpreise richten sich nach dem Namen des Verfassers, der Länge des Stückes und seiner Aktualität.

Die anerkannten Regeln der Tonkunst ändern sich bekanntlich dauernd, und so empfiehlt es sich, will man als Tonschöpfer nur einigermaßen auf dem Laufenden bleiben, das Dritte Programm zu hören. Unterstellt man nun, daß auch Komponisten gelegentlich schlafen müssen, so bleiben für das Komponieren nur die frühen Nachmittagsstunden. Leider wird in unseren Etagenwohnungen und in den vom Bundesminister für Wohnungsbau so angelegentlich geförderten Einfamilienreihenhäusern jede Art von Geräuschentwicklung in der Zeit von 12 bis 15 Uhr als störend empfunden. So erklärt es sich, daß die Komponistenlaufbahn mehr und mehr den Besitzern freistehender Einfamilienhäuser vorbehalten bleibt. Und die sind teuer!

Die Hoffnung, auf dem Sektor der Herstellung nennenswerte Einsparungen erzielen zu können, zerschellt also bis auf weiteres - wie man leicht erkennt - an der tonkunstfeindlichen Politik des Bundesministers für Wohnungsbau.

Von den Tonkunstverbreitungskosten zeigen die Aufwendungen für Personal steigende Tendenz. Das erschwert namentlich die Wettbewerbslage lohnintensiver Kunstverbreitung.

Die Bayreuther Festspielsdirektion kalkuliert bekanntlich schärfstens. Was sie an der Wandeldekoration spart - und sie spart inzwischen so ziemlich alles - setzt sie am Orchester zu. Schon aber fragt man sich beklommen, ob man den Ring des Nibelungen - eines der übelsten Danaergeschenke des verbliebenen Meisters an die zivilisierte Welt - im folgenden Jahre noch in der vertrauten Besetzung bieten kann, ob man statt dessen Zuflucht suchen soll bei der mehr volkstümlichen Bearbeitung desselben für Zugposaune, Cello und Klavier, oder ob man gleich zur ultima ratio greifen muß: Herr Lenssen mit der Nachttischlampe. Die Lösung hat Bestechendes: Herr Lenssen erspart der andachtsfrohen Schar der Kunstepfänger selbst die scenischen Bemerkungen nicht, so daß man hoffen dürfte, auf diesem Wege mit dem Monstrewerk noch einige Abende mehr zu füllen.

Die Zukunft - so will es scheinen - gehört allein schon aus Kostengründen Kunstverbreitungsmethoden mit geringerem Personalaufwand.

Orgelkonzerte zum Beispiel erfreuen sich wachsender Beliebtheit - und das mit Recht! Die Kirchen haben die Zeichen der Zeit erkannt: Spielend - sozusagen - gelang der Einbruch in eine alte Wagnersche Domäne: die Schwerhörigenverbände. Keine Kirche ohne Verstärkeranlage! Da Orgelkonzerte - anders als Wagnersche Melodramen - erst in den Abendstunden zu beginnen brauchen, profitieren sie überdies von den günstigen Nachtstromtarifen. Der Personaleinsatz - wie gesagt - ist minimal, künstlerischer Ehrgeiz entbehrlich: Auf Beifall ist ohnehin nicht zu hoffen. So bleiben die Kosten entsprechend gering.

Die Abschreibungskosten für Kunstverbreitungsmittel indessen sind kaum reduzierbar. Ein Beispiel: Die

Saiten eines Cello - will ich mal sagen - unterliegen einem gewissen Verschleiß. Man hört es leider. Das Cello selbst wird von der ewigen Spielerei natürlich auch nicht besser und ist nach 50 000 km von Kleinholz kaum zu unterscheiden. Das kostet!

Die Möglichkeiten einer Kostensenkung im Bereich herkömmlicher Kunsterzeugung und -verbreitung erweisen sich als begrenzt. Weiterführende Sanierungsbestrebungen müssen daher darauf gerichtet sein, den Wirkungsgrad der Kunstverbreitung so zu verbessern, daß höhere Kunstaussutzungsziffern erzielt werden. Ein Beispiel aus verwandtem Bezirk möge die schwierige Materie anschaulich machen:

Der Heilige Vater hat - wie man weiß - die teure Pieta zur Weltausstellung nach New York schiffen lassen. Dieses Unternehmen rentierte sich für die Katholische Kirche überhaupt nur durch die Installation von Transportbändern im Vatikanischen Pavillon, die die Besucherfrequenz erhöhten. Im übrigen wurde Dämmerlicht gewählt, um die Beleuchtungskosten niedrig zu halten.

Wiederum ein neuer Weg, trotz steigender Unkosten Tonkunst auch weiterhin zu kulanten Preisen bieten zu können, wird eröffnet durch marktgerechte Portionierung.

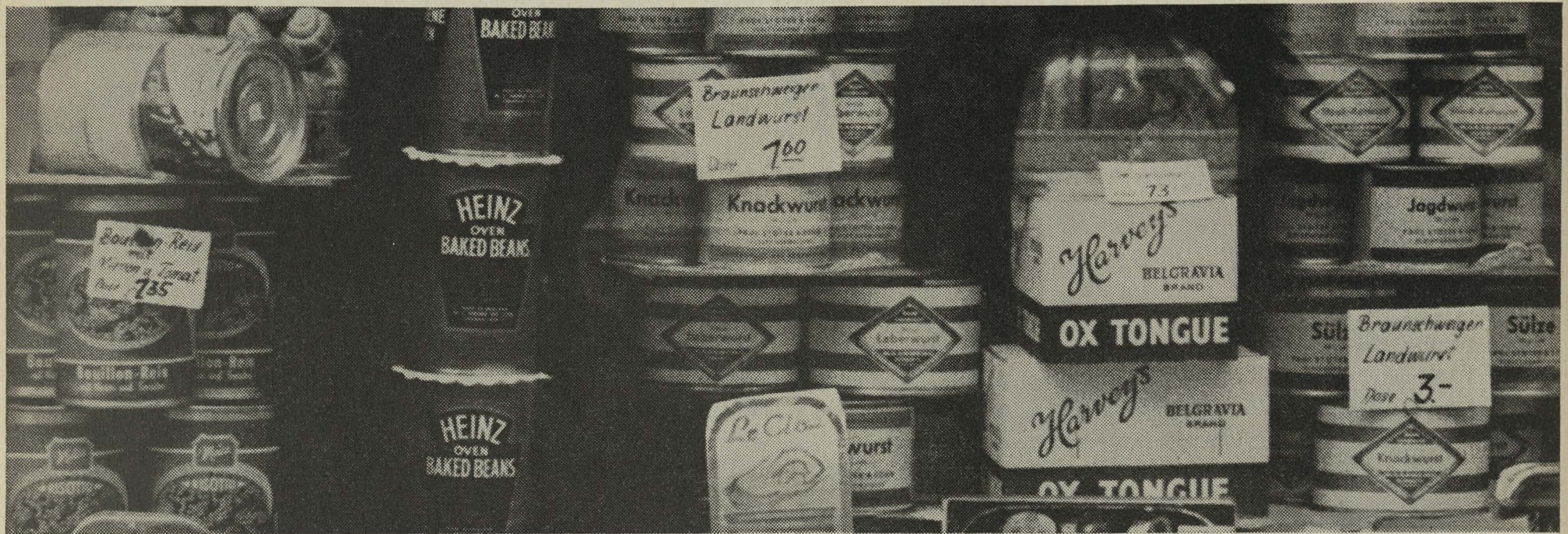
Die Kurzoper - Erfindung der Schallplattenindustrie - ist ein Modell. Wer bietet die Matthäuspension als Potpourri, wer läßt Svatoslav Richter einen Klavierabend in der Neuen Oberschule mit dem Flohwalzer bestreiten?

Möglichkeiten in Fülle, die edelsten Teile der abendländischen Kultur einer beglückten Nachwelt zu erhalten! Die Zukunft des Abendlandes - kein Problem! Die Tür zu kunstökonomischem Neuland steht offen! Wer wollte da noch zweifeln?

Hans-Ludger John

Kulturhistorische Sandkastenspiele

Ideale, die keine sind



In einer Untersuchung des Research Institute of America steht folgender Satz: »Im Jahre 1980 wird die industrielle Welt von der heutigen so verschieden sein, wie die heutige vom 19. Jahrhundert«. Immerhin beachtliche Aussichten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß unser heutiger technischer Stand den Fleiß von mehreren Generationen erforderte. Aus der Vergangenheit in die Gegenwart fuhren wir mit der Eisenbahn, zur Fahrt in die Zukunft nehmen wir das schnellere, bequemere, jedoch zugleich weniger verkehrssichere Flugzeug. Gebildete Menschen nehmen bei der Betrachtung der Technik und Wirtschaft gern eine abgeklärt-konservative Haltung ein. Sie unterscheiden klar zwischen schnöder Zivilisation und eigentlicher Kultur und tun dann die vielen kleinen Annehmlichkeiten unserer Zeit, die sie zugestandenermaßen für ihren persönlichen Gebrauch nicht missen möchten, als unwesentlich, nur materiell, kurz, nicht der Rede und des Nachdenkens wert, ab.

Einer anderen Gruppe, den Kulturaktivisten, ist das beileibe nicht genug! Sie üben mit sorgendurchfurchter Stirn in höherer Verantwortung heftig Kulturkritik, so heißt nun mal das Schlag-

wort, obwohl sie eigentlich nur Ärger mit der feist-drallen Zivilisation haben. Im Namen höherer und höchster Werte wird das Licht gegen die undurchsichtigen, ja sogar frivolen (!) Geschäfte der Nacht verteidigt. Übrigens, falls Sie es selbst als einer der wenigen weitblickenden Seher unseres geliebten aber durch Wohlstand leider fast verkommenen Landes, mit Maßhalteregeln und Paterleppchen versuchen wollen, dann beachten Sie bitte folgende einfache Regeln: Reden Sie bildzeitungseinfach, damit Sie auch der letzte Hinterbänkler begreift, sprechen Sie niemanden, auch keine bestimmte Gruppe, etwa Unternehmer oder Professoren, persönlich an. Reden Sie nur von der 'tumben' Masse und appellieren Sie an die moralselbstgefällige Einsicht der Wenigen. Dann erst wird das Haus voll und der Sieg der Moral quantifizierbar.

Doch nichts gegen stille Sodbrennerei in der Kultur-Zivilisation und nichts gegen Stachanow'sche Kulturbrigaden.

In einer freizügigen Gesellschaft, wie wir sie in unserem Lande noch nicht allzulange Zeit haben, hat jeder das Recht, seine persönliche Meinung und die Meinung seiner Gruppe zu äußern. Nur

ist durchaus zu fragen, ob ein bestimmter Lösungsvorschlag wirklich der Vielgesichtigkeit unserer gesellschaftlichen Kräfte gerecht wird. Ja mehr noch, ist es überhaupt wirklichkeitsgerecht und wünschenswert, schon rein wirtschaftlich so bedeutende Bereiche, die mit dem Schlagwort Zivilisation zusammengefaßt werden, aus unserem gesellschaftlich-kulturellen Leben zu verbannen? Vielleicht sind drakonische Maßnahmen nötig; aber sind sie deshalb auch möglich? Darüber, daß die Zeiten sich ändern, sollten wir weder resigniert noch zornig sein, selbst wenn es einigen schwerfällt sich einzurichten.

Nun dürfen wir unseren Kulturkämpfern auf eine andere Weise dennoch dankbar sein. Sie stoßen uns auf ein Problem, das die Menschen der heutigen Zeit an besonders kritischer Stelle betrifft. Denn Sie alle suchen ja geistige Freiheit und sehen sie behindert durch unsere Art zu leben. Sie sehen sie behindert z. B. durch die bürokratische Organisation unserer Arbeit, durch konsumartiges Verhalten auch im kulturellen Bereich. Freiheit stellen Sie als Gegensatz zu Organisation und Konsum dar.

Gehen wir dieser Kritik wenigstens einen Schritt

breit genauer nach. Stellen wir uns z. B. einen Großbetrieb mit vielseitigem Fabrikationsprogramm, vielleicht mit mehreren Zweigwerken in der näheren oder weiteren Umgebung, vor. Da muß die sinnvolle Zusammenarbeit der einzelnen Abteilungen und Einzelbetriebe sichergestellt werden. Denn ein solcher Betrieb muß natürlich mit Gewinn arbeiten. Das ist sein Zweck. Die Qualität der Erzeugnisse muß wegen der Konkurrenz, aber auch mit Rücksicht auf die Käuferschaft zufriedenstellend sein. Das erfordert ihre Kontrolle. Ein vernünftiger Preis ist zu kalkulieren. Das erfordert die Überwachung des Arbeitsablaufs. Nicht zuletzt verlangt der Staat, um Gemeinschaftsaufgaben erfüllen zu können, genau ausgewiesene Steuern. Schon die wenigen recht augenscheinlichen funktionalen Notwendigkeiten eines Großbetriebes zeigen, daß eine umfassende Organisations- und Kontrollbürokratie nicht nur aus Bequemlichkeit nützlich, sondern nach den betriebsimmanenten Gesetzen geradezu unentbehrlich ist.

Als Privatmensch kann man sich selbstverständlich verschiedene Meinungen bilden. Man kann die Tatsache der Bürokratisierung unserer Welt bedauern, sie als Einengung der individuellen Entscheidungsfreiheit empfinden, sie deshalb mit wechselndem Erfolg bekämpfen. Es mag auch für theoretisch eingestellte Betrachter eine reizvolle »objektive« Erklärung unserer Gesellschaft sein, wenn Bürokratie als Erklärung zulässig ist. Für den Praktiker aber, der Freiheitsbereiche ausbauen will, sind derartige Einstellungen dennoch irrelevant. Sie geben ihm keine Handhaben, gestaltend einzugreifen. Ähnlich verhält es sich auch mit den vielen Annehmlichkeiten, die uns die Zivilisation durch die Technik bereitstellt.

Wie sollen wir den reichgedeckten Tisch, Fernsehen, Kühlschrank oder gar das Auto abschaffen?! Sichern doch ganze Industriezweige durch die Herstellung dieser Gegenstände einem Heer von Menschen ihren Arbeitsplatz und damit ihre materielle Existenz.

Freilich müßte man den Kulturverteidigern recht geben, wenn wirklich ein Zusammenhang zwischen Kulturleistung und asketischer Lebensführung bestände, wenn volle Bäuche ein weit sichtbares Zeichen für Kulturverderbtheit wären. Man male sich nur aus, wie schlaffenlandeeinfach doch das Retten der Kultur wäre; nur in ganz we-

nigen unumgänglichen Fällen durch Umbesetzen (Liquidieren) einiger Schlüsselstellungen, sonst durch eine patriotische (oder europäische) Schlankheitskur.

Beim Besprechen solcher »Ideale« könnte man sich mit Spott begnügen, wenn sie außer dem (vielleicht) gewünschten, aber nicht erreichten Zweck sonst ohne Nebenwirkungen blieben. Doch leider ist das, selbst wenn wir subjektive Wahrschäftigkeit ihrer Verkünder unterstellen, nicht der Fall. Treffen sie doch mit ihrer Botschaft eine Gesellschaft häufig an Stellen (wie Konsum und Bürokratie), die eben dieser Gesellschaft funktionale Intaktheit und damit auch Lebensfähigkeit sichern; an Stellen also, die schlechterdings unveränderbar sind.

Wie soll ein Mensch auf Maßhalte-Appelle reagieren, der weder die Machtverhältnisse noch die Entwicklungstendenzen in unserer Gesellschaft durchschaut? Wird er die Moralprediger ignorieren, oder wird er sein Verhalten ändern? Wie wird er den moralischen Appell mit anderen Einwirkungen, zum Beispiel der Reklame, verbinden und verarbeiten?

Jeder, der sich inmitten des Streits der Interessen noch einen klaren Blick für die Wirklichkeit erhalten konnte, wird extreme Hoffnungen oder Befürchtungen wohl kaum hegen.

Der größte Teil der Menschen läßt Aufrufe an das Gewissen durchaus nicht unbeachtet, aber eine Änderung der (Konsum-)Gewohnheiten erfolgt dennoch nicht. Auf der einen Seite wird die sich mit einem Flor sorgenvoller Verantwortung umgebende Autorität durchaus angehört und respektiert. Wer kennt schon die wirklichen Zusammenhänge? Andererseits wird - und zwar in allen Bevölkerungsschichten - eifrig weiterkonsumiert; rückschauend auf schlechte Zeiten oder den eigenen sozialen Status mit Hilfe von z. B. Auto oder Eigentumswohnung hebend. Man läßt sich zwar am Wollen nicht hindern, man traut sich schon; aber - und darin liegt die Möglichkeit moralische Appelle als Mittel zu benutzen - mit schlechtem Gewissen. Die Impulse werden gebremst, indem sie in das Zwielficht von öffentlicher Anerkennung und Ablehnung geraten. Maßhalte-Ideale fördern Duldsamkeit und Einschränkung, passiv-hinnehmende Haltungen, die autoritären und das heißt nichtdemokratischen Tendenzen entgegenkommen. Denn das steht fest: Echten

Konsumverzicht, ihr erklärtes Ziel, erreichen sie nicht. Und niemand scheint ihn zu wollen, außer vielleicht einigen wenigen Arglosen. (Es sei nebenher als Beispiel erwähnt, daß jährlich nicht unerhebliche Beträge amtlicherseits ausgegeben werden, um die doch wohl konsumfördernde »Eichhörnchen«-Haltung ins Volk zu tragen).

Die Urheber von Maßhalte-Äußerungen sind freilich besser dran. Mit milden Farben malen sie ihr Selbstportrait als das eines maßvoll abwägenden, sorgenvoll-vernünftigen, nur gelegentlich aus tiefer Einsicht und schwerer Verantwortung zornigen »Vaters« in das Bewußtsein des Volkes. Indem sie die Geister (beabsichtigt oder arglos) auf Scheinprobleme richten, behalten sie freie Hand. Sie steigern ihre Freizügigkeit durch ablenkende Einschränkung der meisten.

Mit Hilfe einer Scheinwelt der Schlagworte, die sie attrappenartig aufbauen, verschleiern sie den vielen anderen den realistischen Blick für die gesellschaftliche Wirklichkeit. Derartige Führung gerät nur allzu leicht in das bedenkliche Zwielficht der Manipulation.

Nun ist gegen ein derartiges Führungsprinzip grundsätzlich nichts einzuwenden. Es mag in Gesellschaften, die nur wenige, durch hohen Leistungsanspruch ausgezeichnete Positionen zu vergeben haben, durchaus angebracht sein. Eine Gesellschaft dagegen, deren Funktionstüchtigkeit von fein abgestufter Arbeitsteilung, Rationalisierung des Produktionsablaufs, von der Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse wesentlich abhängt, muß daran interessiert sein, die Selbstentfaltung der Menschen durch echte Bildung und Ausbildung zu fördern. Sie ist angewiesen auf sich ihrer selbst bewußte Menschen; weniger auf Menschen, die von irgendeinem Gruppeninteresse aus gesehen »richtig« liegen, sondern auf Menschen, die richtig handeln, weil sie klar sehen. In einer solchen Gesellschaft kommt es nicht auf scheinbare »Ideale«, die auf Höheres, noch Wertvolleres ablenken, sondern auf echte Ideale, die alle Kräfte auf die Einsicht und Bewältigung der Probleme unserer Zeit konzentrieren, an; Ideale, die aktive und produktive Haltungen fördern.

In einem Wort: Es kommt auf Ideale an, die letzten Endes der Selbstverwirklichung jedes einzelnen Menschen jenseits von Ideologie dienen.

Eduard Schwitajewski

Wem Gott ein Amt schenkt...

Von der Qualität politischer Entscheidung

»Eine Untersuchung der Verfassungswirklichkeit politischer Parteien in der Bundesrepublik Deutschland«¹ aus der Feder eines relativ jungen Bundestagsabgeordneten, von Professor Helmut Schelsky in der Wissenschaft der Soziologie trainiert, weist aus, daß sich die Mehrzahl der Bundestagsabgeordneten von einer kleinen Gruppe von Experten meinungsbilden läßt. Die »armen Brüder« der Opposition haben dabei den Nachteil zu verkraften, daß ihre letzten Expertenglieder allenfalls in den Interessenverbänden zu finden sind und ein Labetrunk dann nur noch in Form von Gutachten der Wissenschaftler gereicht wird. Wesentlich wohler können sich die Abgeordneten der Regierungsparteien fühlen, die gem. Art. 38 I GG als Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden, ihre Gewissensentscheidung sogar von der Ministerialbürokratie und der Exekutive grundlegen lassen können. Schlicht und einfach wird damit im »summa cum laude«-Stil der Dissertation angezeigt, daß Verfassungsauftrag und Verfassungswirklichkeit inkongruent sind.

Diese Deckungsungleichheit beinhaltet nebenbei - wenn man sich der Deutung des Forschers einmal unbesehen anschließen will - daß die fach- und sachgerichteten Wissener in den politischen Entscheidungsraum eingezogen sind und sich der Abgeordneten als Sprachrohr und Transmission bedienen.

Nun wird sich kein entscheidungsfreudiger Mensch des Rats und der Sachkunde von Experten entschlagen wollen. Ganz sicher auch derjenige nicht, der ein Amt bekommen und sich des Sachverhalts bewußt ist, daß damit nicht gleichzeitig auch die ganze Bandbreite des Wißbaren in ihn hineingelegt worden ist.

Wissenschaft und Technik sind - mindestens zur Kenntnis genommen werden muß es halt - nicht mehr im ästhetisierenden Bereich des Elfenbeinturms beheimatet, an dessen Bettelpforte die Gesellschaft der Brosamen harrt. Als gesellschaftskonstitutive Faktoren sind sie bedeutend genug, um die Denklagen ihrer Vertreter ernst zu nehmen - bitter ernst!

Allerdings läßt sich bedenken, daß die Einzelwissenschaften nur Sektoren beleuchten und eben dann auch nur Sektorenwissen vorzutragen vermögen. Anders gesagt: Die Einzelwissenschaften vermitteln keine Zusammenschau und haben nur denksystemische Bewertungsfaktoren anzubieten. Die Einschränkung des »nur« beinhaltet dabei die Anerkennung jenes Freiheitsraumes, dessen der unrastige Geist bedarf, um sich aufschließen zu können.

Für den gewissensgebundenen Amtsträger, der durch sein Mandat Politiker geworden ist, hat diese Anmerkung insofern Bedeutung, als der Ratschlag des Sach- und Fachexperten nur Anlaß dazu sein kann, die angebotenen Modelle wertend zu denken. Negativ bedeutet es für ihn, daß er, mißtrauisch genug, die Modellwertungen erkennend, den Ratschlag nicht unbesehen zu adoptieren braucht.

Der Vorbehalt gegenüber den angetragenen Gestaltungsmöglichkeiten würde sich besonders dort lohnen, wo gruppenspezifische Vorschläge gemacht werden, denen ideologische Wertungen immanent sind.

Nach diesen einengenden Bemerkungen wird nun zu fragen sein, an welchen Kriterien der Politiker seine Entscheidung messen kann, um den Experten die Fachwisserplätze getrost und in sicherem Abstand zu überlassen.

Es wird von den politischen Bewertungsfragen zu handeln sein, von Fixpunkten also, von denen aus Gestaltung der Gesellschaft (und das ist wohl Politik) betrieben werden kann, wenn man nicht in fatalistischer Weise sich dem »Diktat der Fakten« unterwerfen und diese dann nur noch verwalten will.

Als Lesebuch für Demokraten empfiehlt sich in diesem Zusammenhang das Bonner Grundgesetz, das in der Taschenausgabe - entgegen ministerieller Meinung - wohl unter dem Arm herumgetragen werden kann.

In Art. 20 I GG wird der Charakter des west-

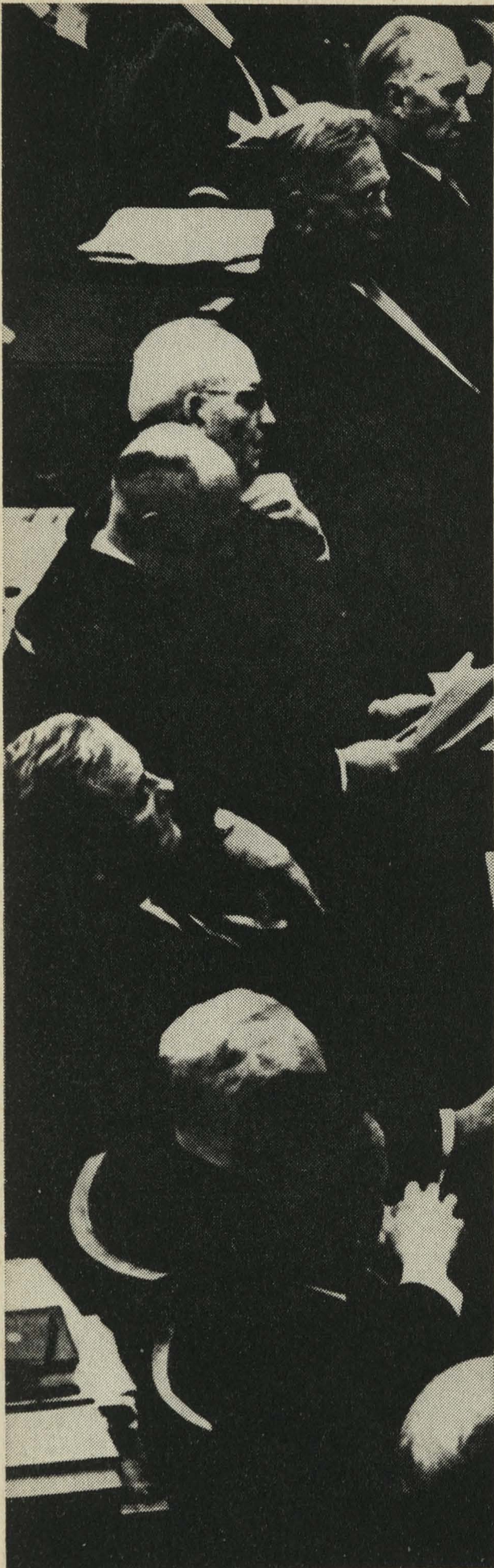
deutschen Staatswesens als demokratisch und sozial bezeichnet.

Die Demokratie ist in dieser Erklärung zu einem unabänderlichen Grundsatz geworden; zu einem tragenden staatlichen Organisationsprinzip. Damit ist schon vom Verfassungsrecht her eindeutig abgesagt, daß die Demokratie lediglich eine Spielregel zum Machtgewinn sein kann. Sie ist vielmehr zu einer Wertbasis erhoben, von der aus gesellschaftliche Gestaltung betrieben werden kann und soll. Für die inhaltliche Aussage ist mit dieser Regelung noch nicht viel gewonnen. Denn entscheidend bleibt, in welcher Weise Wertvorstellungen aus dieser Grundkonzeption gewonnen werden und wie sie ausgeformt sind. Die Vielfalt der Anschauungen und die Vielfalt der Ansprüche der einzelnen Gruppen innerhalb der Gesellschaft lassen deutlich werden, daß Einheitlichkeit im Denken und Handeln nicht generell vorausgesetzt werden kann. Bezogen auf die Basis Demokratie bedeutet das, daß zumindest der Versuch zum Consensus unternommen werden muß, der sich auf einige wichtige Minimalia zu beziehen hat.

Ein Stereotyp - in allen Auslassungen politischer Köpfe auffindbar - lautet sinngemäß: Im Mittelpunkt aller politischen Betrachtung steht der Mensch. Sosehr diese Aussage in das Odium eines plakativen Kürzels geraten scheint, so wichtig bleibt sie demjenigen, der nicht nur aus »Spaß an der Freude« denkt.

Als Vertreter extensiver Individualvorstellungen wird man leicht dazu kommen können, den einzelmenschlichen Ansatzpunkt zu einem Arrangement von Vorstellungen zu benutzen, die im Hohelied von der »eigenen Glücksschmiede« enden. Bedauernd ließe sich dann für die auf der Strecke gebliebenen Individualisten ein wenig mokant sagen: »Schade um die Armen; warum haben sie nichts?!«

Eine zweite Möglichkeit bietet sich in kollektivistischen Konzeptionen an. Dabei wird die Bewertung der Einzelperson von einem übergeordneten, angenommenen Gemeinsamen aus vorgenommen. Die Einzelperson bleibt von der Beurteilung dieses Unpersönlich-Gemeinsamen ausgeschlossen. Setzung und Zwang führen eine von oben her normierte Einung herbei. Solcher Kollektivismus ist von der Absicht her allumfassend. Er integriert Lebensordnung, Weltanschau-



ung und Wirtschaftsordnung, um nur einige Beispiele anzuführen.

Ein solches Gesellschaftsbild hat für den Einzelmenschen den fatal-schätzenswerten Vorteil, daß er jeglicher Sorge um sich selbst enthoben ist. Der »Große Bruder« sieht alles, denkt alles und handelt alles - der Anspruch auf individuelle Entscheidung und Entwicklung ist identisch mit asozialem Verhalten.

Das kollektivistische Integrationsbild hat dennoch Anziehungskraft genug. Denn seine Konstruktionsmerkmale verbürgen einen ziemlich hohen Grad funktionierenden Erfolges. Reibungsverluste schlagen nicht allzu hoch zu Buche. Technisches Denken wird von daher zu solcherart konstruierter Einschmelzung der Einzelperson ziemlich stark affinieren können.

Als mögliche Formel, den Menschen im Mittelpunkt des politischen Geschehens zu halten, bleibt der fortwährende Versuch, ihn ständig in seiner Verbindung zur Umwelt neu zu denken.

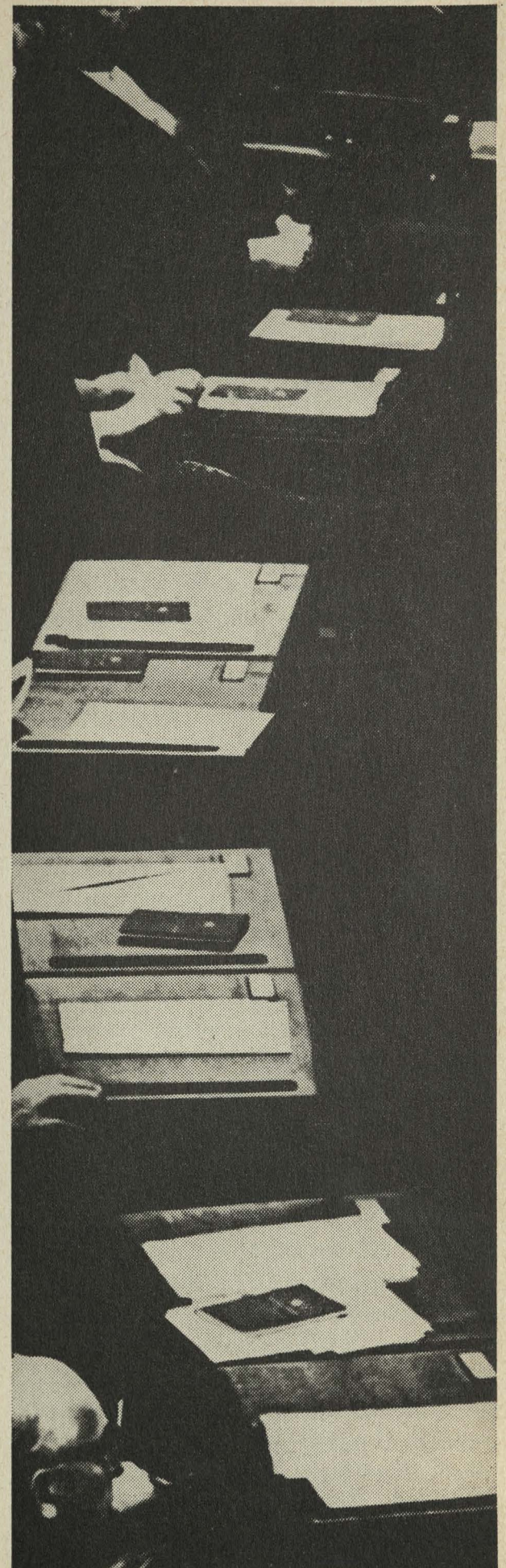
Und das bedeutet ein zweifaches:

1. Die Absage, den Menschen in seiner Bestimmung in vorgefertigte, mit Wertungen versehene Denkkategorien einzuordnen, um ihn so einem ebenfalls vorgefertigten, mit Wertungen versehenen Zielzustand zuzuführen. Die Anerkennung menschlicher Freiheitssphären ist dieser Absage immanent.
2. Die Anerkennung, daß nur durch empirisch gewonnene Fakten die Stellung des einzelnen Menschen innerhalb seiner Umwelt bestimmt werden kann.

Erst auf diesen Hintergrund läßt sich die Freiheitssphäre des einzelnen konkret politisch realisieren.

Der Grundrechtskatalog des Grundgesetzes normiert eine Reihe solcher Freiheitssphären für die Einzelperson. Denksystematisch wird in diesem Zusammenhang die Grenzsituation interessant, in der die Freiheitsrechte der einzelnen miteinander kollidieren. An dieser Stelle wird deutlich, daß der Freiheitsraum nicht unbeschränkt ist, sondern einer ständigen Abstimmung auf die Freiheitsräume anderer Personen bedarf.

In einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft sind wirtschaftliche und soziale Abhängigkeiten unvermeidlich. Das traditionelle Leitbild vom Eigentum, das den Menschen in die Lage versetzt, seinen eigenen Willen - und nur seinen eigenen



Willen - zu realisieren, weicht langsam auf und wird zum Requisit der Ideologen.

Die Verflechtungen der wirtschaftlichen und sozialen Abhängigkeiten mit politischen Determinanten zeigt einen Sachverhalt an, der der Politik eine dominierende Rolle zuweist, sofern man geneigt ist, den gesellschaftlichen Gestaltungsauftrag der Politik anzuerkennen.

Von daher wird auch deutlich, daß die Politik einen Aufgabenkatalog zu bewältigen hat, der nicht nur die öffentlichen Sachen betrifft, sondern mit ihnen auch die privaten einschließt.

Die Grenze für die privaten Sachen liegt in der Politik dort, wo der Einzelne fähig und in der Lage ist, sie selbst zu ordnen. Das ist das weite Feld der Selbstverantwortung und der eigenen Daseinsvorsorge. Anders: Wenn schon durch die mannigfaltigen Verflechtungen Abhängigkeiten erzeugt werden, die mit traditionellen Mitteln (etwa dem Eigentum) nicht aufgefangen werden können, wenn die Politik determinierend an diesen Verbindungen mitwirkt, dann bleibt die Aufgabe, Freiheitsräume offenzuhalten und anzubieten, deren sich der Einzelne bedienen kann. Und dazu gehört ein System von Vorsorgeleistungen, das diese Abhängigkeiten personal auffangen kann. Wohlgemerkt, ein System gesellschaftlicher Vorsorgeleistungen.

Auf diesem Hintergrund vielschichtiger Verflechtungen muß also deutlich angesagt werden, daß Eigenverantwortung und Entscheidungsfreude notwendig bleiben, allerdings formationsverändert. Insoweit wird der Freiheitsraum nicht eingeschränkt oder gar erdrückt, er wird neu eröffnet. Als Korrektiv zum Freiheitsbegriff wird das Prinzip der Gerechtigkeit anzusetzen sein. Dabei kann Gerechtigkeit nicht als Gleichmacherei ausgeformt werden. Denn Gleichmacherei würde die Freiheit tangieren. Gerechtigkeit kann nur in der Gleichheit der Chancen begründet werden, wobei es eben Individualentscheidung bleibt, ob sie wahrgenommen oder verworfen werden.

Freiheit und Gerechtigkeit bedingen einander. Ein dritter Grundsatz soll noch ins Blickfeld gerückt werden. Die mannigfaltigen personalen Beziehungen bezeugen, daß die vielen einzelnen, untereinander verbunden, nur in diesem Verbundsystem sich realisieren können. Solidarität bietet sich also als Ausdruck des Aufeinanderangewiesenseins an.

Mit dem Solidaritätsgrundsatz wird deutlich die zwischenmenschliche Beziehung angesprochen und als Sozialität ausgewiesen, die wertbezogen der Ordnung immanent ist. An dieser Stelle darf nochmals an den Lesestoff des Art. 20 I GG erinnert werden. Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität können also als Wertmaßstäbe auf die Basis Demokratie bezogen werden.

Und die letzte Begründung dieser Werte, wenn man nicht geneigt ist, sie »nur« empirisch belegen zu wollen? Halte es jeder damit wie er will! Denn Freiheit: - siehe oben - .

Wollte man vom Politiker solche »letzten« Begründungen verlangen, so könnte man getrost der Demokratie entraten. Zu merken bliebe dann: Auch der Scheiterhaufen (wohlgemerkt der geistige Scheiterhaufen) verbürgt den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft.

Als Bewertungsfaktoren, als Maximen, sind Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität konsensfähig - schon vom Grundgesetz her.

Was bleibt nun dem Politiker?

Er kann:

1. Den Ratschlag des Experten mit den denk-systemischen Wertungen übernehmen.
2. So tun als ob die Fakten sich selbst setzten und eine Regelung mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit sich schon von selbst ergibt - recht angenehm natürlich.
3. Die Demokratie als Wertbasis verstehen und Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität als Wertmaßstäbe benutzen, um Sachentscheidungen zu treffen, die Expertenwissen verarbeitet haben und sachlich unanfechtbar sind.

Die Preisfrage bleibt: Welche Möglichkeit nutzt der Politiker? Von der Antwort auf diese Frage, die im politischen Raum durch Taten sichtbar wird, hängt die Entwicklung unserer Gesellschaft ab - auch dann, wenn diese Aussage manchem »Straßengänger in der Demokratie« zu banal erscheinen mag.

Den Parteien bleibt insoweit eine wichtige Aufgabe zugewiesen.

PS: Die Qualität der Politik ist abhängig von der Qualität der Politiker!

Manfred Guhr

Didaktik - Verantwortung der Wissenschaft

Es besteht kein Zweifel darüber, daß wissenschaftliche Forschung heute unmittelbar mit den Lebensinteressen nicht nur der Industrienationen verknüpft ist. Ost und West unternehmen gewaltige Anstrengungen, einerseits eine Riesenapparatur wissenschaftlicher Forschung in Bewegung zu setzen, andererseits die Transformation der Forschungsergebnisse sowohl in das Feld der pragmatischen Nutzung wie in das der Lehre möglichst wirksam zu gewährleisten. Das eine ist in der Tat so wichtig wie das andere. Eine Generation intensivster Forschung *ohne* Umschlagplätze und Vermittlungsinstanzen verschiedener Ebenen bedeutete der Beginn einer schleichen-den geistigen Balkanisierung, *eine* Generation ohne forschendes Bemühen, auf den Lorbeeren einer ruhmreichen Wissenschaftsgeschichte ausruhend, wäre der Anfang eines neuen Byzantinismus, für den die Zukunft nicht das ist, was wir mitgestalten, sondern das Fatum, das uns in die Geschichte hineinreißt. Daß die Bundesrepublik vor diesem Panorama eine nicht eben glänzende Figur macht, ist oft beklagt.

Je mehr sich die »Stoffe« anhäufen, desto mehr wird die Frage dringlich, wie diese Fülle in unseren Schulen bewältigt werden soll. Sie stellt sich in allen »Stockwerken« unseres Bildungswesens für Lehrer und Lernende gleichermaßen. Je jünger und unselbständiger die Lernenden sind, desto weniger kann die Auswahl der Bildungsstoffe und ihre Zuordnung zum jeweiligen Reifebild dem Zufall, dem persönlichen Geschmack und Gutdünken überlassen bleiben. Der Sockel unseres Bildungswesens, die allgemeinbildende Schule, bedarf daher zur Steigerung seiner Tragfähigkeit der didaktischen Forschung, die nach der Struktur der einzelnen Lehrgebiete, ihrer Stellung im Bildungskanon und den Möglichkeiten und Grenzen ihrer methodischen Aktualisierung

¹ Ulrich Lohmar, Innerpolitische Demokratie, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1963.

fragt. Im (Bildungs)Wettlauf zwischen Hase und Igel geht es nicht nur um den längeren Atem, sondern auch darum, wer sein (geistiges) Potential ökonomisch und gezielt einzusetzen vermag. Insoweit wird die Wissenschaft unter der didaktischen Frage vor ihre im letzten Grunde politische Verantwortung geführt. Seit der zweckfreien Forschung die Atombombe entstieg ist wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus, geht ein Raunen durch die Reihen der Wissenschaftler: Was mit den Resultaten wissenschaftlicher Forschung geschieht, ist zwar selbst nicht mehr Gegenstand der Forschung, aber Gegenstand der persönlichen Ver-Gewisserung. Es kann dem Vertreter einer Fachdisziplin nicht schlechthin gleichgültig sein, ob ihre (und seine) Resultate verfälscht und entstellt, tendenziös kolportiert oder politisch gegen jeden Wahrheitsanspruch mißbraucht werden. Es darf den Vertretern einer Fachdisziplin nicht gleichgültig sein, wie ihr Organon an die nächste Generation weitergereicht wird. Es dürfte nach den geschichtlichen Erfahrungen der heute politisch verantwortlichen Generation keinen Wissenschaftler mehr geben, der nicht doch mindestens einmal in seinem verwunderten Erstaunen vor der Eigentümlichkeit seiner Fachrealitäten besinnlich innehält und die Frage stellt, was denn seine Disziplin nun eigentlich zur Menschenbildung beisteuere und welchen Stellenwert sie im Wachstum des Thesaurus humanus haben solle. In einer Welt, die wissenschaftliche Forschungsergebnisse erbarmungslos instrumentalisiert, weil sie buchstäblich von ihnen lebt, ist das Bildungswesen als Ganzes zu einer Bedeutung gelangt, die es nie zuvor gehabt hat. Damit tritt soziologisch eine Menschengruppe in das Rampenlicht der Öffentlichkeit, die sozusagen die »Transporteure« und »Lagerarbeiter« an unseren o. g. Umschlagplätzen stellt. Es sind die Lehrer. Während unsere Gymnasiallehrer, ursprünglich aus dem Theologenstand hervorgegangen, seit eh und je ihre Ausbildung an Universitäten oder Technischen Hochschulen empfangen, vollzog sich der Bildungsgang der Volksschullehrer auf einem anschußlosen Nebengeleise. Das hat im Wesentlichen zwei Gründe: Einmal entsprach diese Abseitsbildung der soziologischen Wertung der Volksschule des XIX. Jahrhunderts, die im wesentlichen für politisch-ökonomische Verhältnisse einer agrarisch

strukturierten Gesellschaft vorbildete, zum anderen war es das bis heute keineswegs ausgestorbene Vorurteil, nach welchem die Einführung jüngerer Kinder in die Beherrschung elementarer Kulturtechniken einer besonderen beruflichen Vorbildung, mindestens einer wissenschaftlichen nicht bedarf. Die anthropologische Forschung, die Psychologie und nicht zuletzt die Strukturanalyse des Elementarunterrichts selbst haben jedoch gezeigt, wie überfällig dieses Urteil ist und wie leichtfertig, wenn man bedenkt, daß wir unsere tierischen Hausgenossen von einem wissenschaftlich vorgebildeten Veterinär behandeln und unsere Zähne nicht mehr von einem Bader seligen Angedenkens ziehen lassen, während das Anspruchsniveau der schulischen Betreuung unserer Kinder oft bedeutend niedriger liegt. Diese Diskrepanz erklärt sich aus der Tatsache, daß soziale Wertungen das ihnen einmal zugrunde liegende soziologische Substrat mit außerordentlicher Zähigkeit oft Generationen überdauern und daß im allgemeinen die Realisierung und Anwendung wissenschaftlicher Einsichten mit erheblicher Phasenverschiebung hinter der allgemeinen Entwicklung nachhinken.

Die Geschichte der Volksschullehrerbildung ist reich an Beispielen, wie Vorurteile sachliche Instanzen einfach niederwalzen und wie schließlich eine mißverstandene Staatsraison über die Vernunft siegt, worüber die Tischgespräche Hitlers so traurig beredt Zeugnis ablegen. Wenn die deutsche Volksschule trotzdem zu Weltruf gelangte, den zu erhalten sie ohne ihre Schuld heute große Mühe hat, dann war es das Verdienst mehrerer Generationen von Lehrerbildnern, die trotz eines unzureichenden institutionellen Rahmens die Grundlagen legten für eine Didaktik, die nicht primitiv rezeptologisch sondern von der Wissenschaft her didaktisch ad hominem demonstrierte, d. h. die die Didaktik als Verantwortung der Wissenschaft verstanden und damit eine berufswissenschaftliche Theorie und ein an der didaktischen Problematik geschärftes theoretisches Bewußtsein aufbaute, aus dem schließlich die Pädagogischen Hochschulen in vielerlei Gestalt erwachsen sind. Diese noch sehr jungen Institutionen, noch keineswegs in einem einheitlichen Hochschulrecht verankert, sind, bei aller Würdigung der unbestreitbaren geschichtlichen Leistungen der Lehrerseminare und trotz der sie

noch überall hemmenden Umstände verschiedenster Art, längst über sich selbst hinausgewachsen, wie auch die Technischen Hochschulen zwischen 1750 und 1850 ursprünglich aus höheren technischen Fachschulen entstanden sind. Die Didaktik als eigenwertiges und dringliches Forschungsgebiet ist in der Pädagogischen Hochschule entwickelt, besser, entdeckt worden zu einer Zeit, als unter der Geistvaterschaft W. v. Humboldts die Philosophischen Fakultäten unserer Hohen Schulen didaktische Überlegungen als ihrer Würde nicht gemäß und als berufspraktisches Element mit Emphase ablehnten. Ein aufmerksamer Blick in die pädagogischen Bibliographien genügt festzustellen, wie sich die bildungssoziologische Außenseiterschaft des mißkannten Didaktikers, der wesensmäßig immer ein potentieller pädagogischer Pragmatiker sein wird, auf den Fortschritt der Erziehungswissenschaft im allgemeinen und auf die allgemeine Didaktik im besonderen ausgewirkt hat. Es ist geradezu ein klassisches Beispiel für die historische Nachwirkung sozialpsychologisch begründeter Vorurteile, wenn sich zwar heute die Technik als unübersehbares eigenständiges Kultur- und Lebensgebiet in Technischen Hochschulen geistig repräsentiert, während der längst offenkundigen Bedeutsamkeit der Bildung für alle eine solche hochschulpolitische und -rechtliche Manifestation versagt geblieben ist.

Nicht zufällig befaßt sich daher die Westdeutsche Rektorenkonferenz mit Fragen der Lehrerbildung, nicht zufällig erklärt sie in verschiedenen offiziellen und halboffiziellen Stellungnahmen die Verantwortung der Universitäten und der ihr ranggleichen Hochschulen für den Bildungsgang aller Lehrer, die bisher abseits der genannten Institutionen standen. Nicht zufällig werden bei Universitätsneugründungen Überlegungen angestellt, wie diese Verantwortung institutionell eingelöst werden kann. Die dabei auftretenden Probleme, je nach den einzelnen Bundesländern verschiedene (Kulturföderalismus!), sind gewiß nicht leicht zu lösen und bedürfen sorgfältiger Planung. Daß unsere Hohen Schulen die Didaktik als die vor die Verantwortung gerufene Wissenschaft zu begreifen beginnen, ist ein außerordentlicher Fortschritt. Daß Didaktik neben der zweckfreien Forschung ein dringliches Desiderat und ein Forschungsfeld sui generis ist, wird vermut-

lich noch lange strittig bleiben angesichts der Langlebigkeit der aus dem antiken Erbe unserer abendländischen Geistesgeschichte überkommenen Auffassung, die den Wissenden a priori zum Lehrenden qualifiziert und die durchaus erheblicher Einschränkungen bedarf, wennanders es dem Verfasser nach einem kritischen Blick in die Reihe seiner geistigen Ahnen nicht gestattet sein soll »Vestigia terrent!« auszurufen. Ein Maximum an Sachwissen ohne ein Minimum didaktischen Bewußtseins ist für den Lehrer ebenso wertlos wie eine formalistische, inhaltsarme Begriffsdidaktik. Wir sind aber davon überzeugt, daß zwischen didaktischer Forschung und reiner zweckfreier Forschung ein Zirkelverhältnis derart besteht, daß sich Sachforschung unter didaktischer Fragestellung zu größerer nicht nur methodologischer Sachdurchdringung verhilft, sondern daß auch umgekehrt die Didaktik des dauernden Korrektivs der Sachen dringend bedürftig ist. Jeder kann das an sich beobachten, der sich in ein völlig neues Sachgebiet einarbeitet unter dem Zweck, es anderen lehrend zu vermitteln. Das Didaktische erscheint so als *eine* Seite jedes Lehrgebietes, das in Forschung und Lehre vertreten wird.

In vielen Berufen, die an unseren Hohen Schulen studiert werden, ist diese Didaxis bestenfalls für den Fachvertreter, nicht aber für seine Schüler wichtig. Anders für den künftigen Lehrer: Gerade diese scheinbar beiläufige Beigabe des Didaktischen ist das für ihn wichtigste Ingredienz der Sache, die er später pädagogisch wirksam zu vertreten hat. Daß diese Didaxis sich beim Lehrer mit seiner späteren Berufstätigkeit deckt, ist häufig zum Anlaß genommen worden, die Hochschulfähigkeit der Didaktik überhaupt zu bestreiten, da es sich hier um eine berufspraktische Vorübung handle, die sich in das klassische Selbstverständnis unserer Hohen Schulen nicht einfügen lasse. Davon abgesehen, daß sich das Problem der Praxisbezogenheit nicht nur unter der These der Verantwortung der Wissenschaft für *jede* Hochschulwissenschaft stellt und daß etwa in den Natur- und Ingenieurwissenschaften (und nicht nur da) die Inhalte der Studententätigkeit mit späterer Berufstätigkeit weitgehend identisch sind, bleibt die Frage, ob es im Zeitalter der Kybernetik, der Rationalisierung und Pragmatisierung des öffentlichen Bewußtseins, ob wir wollen oder

nicht, noch zeitgemäß ist, die Würde der Wissenschaft mit dem Nachweis der lupenreinen Praxisfreiheit zu retten.

Oder zerlegt der angehende Chirurg in der Anatomie Gewebe nur aus reinem, unverfälschtem Erkenntnistrieb oder weil er lernen muß, wie das Seziermesser anzusetzen ist, damit keine lebenswichtigen Adern und Nervenstränge verletzt werden? Analysiert und synthetisiert die Philosophie nicht letzten Endes Komplexe unserer geistigen Realitäten unter dem Postulat, wie wir, die Menschen, »weiser und besser« werden können, wie es Bolzano unter der Frage »Was ist Philosophie?« einmal formuliert hat? Oder sind es am Ende nur illustre Sophismen, die in der Verwirrung der Geister am Ende unseres Millenniums nichts mehr Verbindliches, Lebensgestaltendes und Gesinnungserweckendes zu sagen haben, - die »Würde der Wissenschaft« sagen und ihre eigene geistige Gewichts- und Bedeutungslosigkeit meinen und kompensieren?

Vor zwei Mißverständnissen ist entschieden zu warnen: Vor der Vorstellung, als gäbe es Wissenschaft per se, und also sei Praxis von vornherein wissenschaftsfeindlich und vor dem Wahn, die Elementarisierung des geistigen Lebens, wie es die allgemeinbildende Schule fordert, sei ein wissenschaftsunwürdiger Gegenstand, der den Talar der Fakultäten beschmutzt.

England hat es nach zehnjähriger Planung der Royal Commission fertiggebracht, aus bestehenden Hochschulen Teiluniversitäten neuen Typs zu entwickeln. Sollte es in Deutschland so viel schwieriger sein, z. B. an einem Ort mit bereits bestehenden Hochschulen einen neuen corpus universitatis mit begrenzter Fakultätenzahl zusammenzuschließen, in der die Didaktik als konkrete Verantwortung der Wissenschaft ein integrierender Bestandteil bleibt und in der jenseits eines engen Prestigedenkens an der »Fortpflanzung der Gesellschaft« gearbeitet wird - ein corpus universitatis, in der Didaktik und Sachforschung als wechselseitig Gebende und Nehmende an den Bildungsproblemen der Gegenwart gemeinsam arbeiten? Ist es vertretbar in einer Zeit, in der die Kybernetik feste Brücken zwischen Natur- und Geisteswissenschaften baut, daß sich nebeneinander wohnende Institutionen nicht einmal der Laufstege bedienen, die zu bauen möglich wäre?

Dr. Werner Nicklis

Was heißt Provinztheater?

Wenn er es nicht schon wußte, wird er es bald gemerkt haben: Die öffentliche Meinung war von seinem neuen Wirkungsbereich nicht mehr überzeugt. Skepsis grassierte. Das Publikum war der Erziehung zu letzter Anspruchslosigkeit überdrüssig geworden, und es resignierte, wenn auch mit dem Stachel verletzter Ehre in sich. Das kam dem Mitteldreißiger zugute: Denn ein Staatstheater zu besitzen und daraus nur Betrüblichkeiten zu erfahren, das bohrte.

Dankbar, beinahe begierig, ergriff man - nicht alle - den neuen Strohalm in der Hoffnung - denn er kam ja aus Salzburg - er würde unserem Großen Haus wieder die Geltung verschaffen, die ihm gebührt.

Schnell versammelte sich ein südlich getöntes Ensemble. Die Bürger raunten renommierte Namen.

Und daß sich wirklich etwas Neues anzubahnen schien, merkte man bald: Für die public relations wurde ein Gebrauchsgrafiker herangezogen.

Später, als man das Programm kennenlernte, verwandelte sich das zornige langsam wieder in ein gutmütiges Publikum. Die Entwicklung der Abonnentenzahlen gestaltete sich freundlicher.

Apropos Publikum: Es zeigte sich so vielseitig und überraschungsreich wie das Programm: Kleists Homburg lag ihm nicht. Das Haus war nicht sehr voll. Ebenso Richard Wagners Siegfried: Ein Drittel der Plätze blieb frei. Das Gastspiel Sodom und Gomorra zeigte ein überwiegend junges, Carmen ein Abonnements- und Siegfried ein älteres Publikum. Der Professor Dr. erschien zu Carmen im sandfarbenen Sommeranzug, die Dame zu Siegfried im großen Abendkleid. In der Mitte: das fast sportliche Kostüm mit Sonnenbrille. Man bekam das Urteil über dieses Publikum einfach nicht in den Griff. Nur einmal reagierte es programmgemäß. Beim Marat: Nur etwa ein Drittel klatschte.

Übrigens, Stichwort Klatschen: Allein in dieser Beziehung blieb es sich treu: Es klatschte immer (bis auf die Ausnahme), bei Carmen, bei Eine Nacht in Venedig, bei Anatol, bei Generäle, bei dem Taubert/Hashagen-Ballett Tragedia usw. Und klatschte und klatschte.

Sind das die Auswirkungen der früheren Spielzeiten oder gehört dies zum Programm pflegenden Schutzes, das die BZ so wohl dosiert praktizierte?

Ein besonderes Lob verdient die Programmgestaltung dieser Spielzeit. Klug und verantwortlich (im Sinne der großen Tradition) handelnd, wußte man die Braunschweiger Grenzen zu wahren. Dabei zeigte sich - erfreulich genug - die Flexibilität dieses Rahmens. Denn das Programm wurde mit Bei-

fall honoriert. Die Folge der aufgeführten Stücke ließ aber noch anderes deutlich werden: Es gibt gar keine Grenzen für das Braunschweiger Theater! Denn wenn man Stücke in einer Breite von Massenet bis Taubert/Hashagen und von Kleist bis Vian und O'Neill spielen kann und damit Erfolg hat, verliert das bedeutende Achselzucken der Verantwortlichen mit dem Hinweis auf die Stadt und ihre Abonnenten jedes Gewicht. Sie sollten mutiger werden! Auch der ökonomische Direktor!

Es begann mit Falstaff. Der Besucher sah ihn nicht. Ein Freund: »Es war gut!« Erwartungsvoll ging er dann den Homburg zu sehen. Ferdinand war fehlbesetzt. Er ist zwar ein junger stürmischer Offizier aber kein Stier. Die Kleistsche Sprache wurde hölzern aufgesagt und alles Freuen und Erwarten verfloß. Sicher, Natalie machte einiges gut. Sie liebte, übersprang den Graben, zog mit hinein. Aber reichte das, um zur Schauspielpremiere ein solches Stück zu nehmen? Wir sollten Stücke wie den Prinz von Homburg - von denen wir gewiß nur wenige besitzen - behutsamer und stolzer behandeln.

»Auf in den Kampf, Torero!« Die dritte Premiere - Carmen - rollte über die Bühne. Vielleicht ist es ein Generationsproblem? Aber diese Oper, vollgepackt mit Spanischem - Klischeespanischem - notdürftig durch eine rührende Story zusammengehalten, in der deutschen Übersetzung unerträglich, nahm kein Ende. Viel wurde aufgeboten, auch an Bühnenbild, aber was half es. Die Beleuchter stellten den Einsatz schnell wieder in Frage. Lebendig und fesselnd blieb nur der Tanz in der Taverne. Hier wurden andere Töne angeschlagen, und man hatte nicht mehr den fatalen Eindruck, daß gleich alle mitsingen würden.

Eine Nacht in Venedig war gegen dieses Spanienbild ein Genuß. Die Handlung lief flüssig ab, von der Musik getragen und selbst von den manchmal unbefriedigenden Stimmen nicht sehr beeinträchtigt. Das Bühnenbild und die Kostüme (im Gegensatz zu den faden iberischen) waren modern-konservativ. Die Fastnachtmasken zeigten an, wie man heute Operetten ausstaffieren kann.

Und dann - geschickt die Abfolge - spielte das Ensemble Peter Weiss' hochgelobtes Stück Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade. Der erste Höhepunkt der Spielzeit war erreicht. Das Spiel fesselte, bewegte, ließ erschauern und schockierte. Es war ein permanenter Schock, der die Aufführung durchzog, ein Schock, der nötig war, um bereit zu machen für de Sade und Marat. Marat aber erschien nicht. Jemand sagte, dieser Marat habe nur den Ort markiert, nur den geometrischen. Dagegen der Ansager, der de Sade, die Marianne, die Insassen, sie waren da, sie sprangen die Zuschauer an, erschütterten, bauten Wände auf, rissen sie ein. Alle im Raum wurden verwickelt. Und am Schluß wogte und tobte es überall, sichtbar und unsichtbar innerlich. Keiner konnte sich mehr entziehen. Das »Wir haben heute Theaterabend!« erstarb endlich einmal.

Daß man auch nuanciertes Theater mit allem Raffinement spielen kann, zeigte die erste Kleine-Haus-Premiere mit Anatol. Dieses »Gewiß« und »Mag sein« im wohl besten,

zweiten Bild, war ergreifend. Und wenn Max am Schluß sagt, er wäre ja doch nur für die Stichwörter dagewesen, spricht er aus, was er durch das Stück hindurch überzeugend dargestellt hat. Es war einer der seltenen heiternachdenklichen Abende.

Die Siegfriedinszenierung dem Fotografen Chargesheimer zu übertragen, war eine glückliche Entscheidung. Denn diese Art, den umstrittenen Meister zu interpretieren, kann höchstens neue Freunde gewonnen oder Vorurteile abgebaut haben. Er setzte durch seine raffiniert zarten Lichtklänge der Musik etwas Poetisches entgegen und dämpfte damit ihr oft unglaublich Gewaltiges. Nicht unerheblichen Anteil am Erfolg hatte auch Mime, der durch sein hinreißend dämonisches Spiel vergessen ließ, daß man Wagner sah. Der Sängerschlacht im letzten Akt jedoch war auch Chargesheimers Mittel nicht gewachsen. Richard Wagner dominierte unangefochten. Kenner der Oper hatten das Haus nach dem zweiten Akt verlassen.

Daß es auch unglückliche Entscheidungen gegeben hat, wurde leider in Boris Vians Generäle noch einmal deutlich. Ein nicht sehr starkes Stück erlebte eine nicht sehr starke Inszenierung. Braunschweigs Schauspieleraufführung war geplatzt. Glücklicher Generalintendant, der Du zu dieser Zeit wochenlang in Wien weiltest.

Zwei Tage später aber wurde wieder begeistert applaudiert. Es gab Ballette nach der Musik von Händel, Egk, Hashagen und Massenet. Ein vielseitiges Programm, zusammengestellt, um Repertoire und Moderne zu pflegen, was bis auf den Händel gelang.

Besondere Bedeutung gewann der Abend durch die Uraufführung des Balletts Tragedia von Manfred Taubert, dem Ballettmeister des Hauses, nach der Musik für Cembalo und Tonband von Klaus Hashagen.

Zu dem bereits vorhandenen Sujet schrieb Hashagen seine Musik. Er verwandte dazu Unterlagen seiner Komposition für Cembalo und Tonband Cymbalon, die im omnibus 9/64 veröffentlicht wurde.

Man kann von einem fast idealen Experiment sprechen. Ballettmeister und Komponist entwickelten gemeinsam den Stil der Choreographie und die Musik. Die Musik verlor zwar ihre taktgebende Funktion, integrierte sich dadurch aber völlig mit dem Ballett. Man spürte es, als eine Passage ohne Musik getanzt wurde. Denn sie erklang weiter, nicht akustisch, aber durch das Bild in jedem Einzelnen.

Daß der Ballettmeister diesen Versuch, die Synthese der Künste neu zu gestalten, unternahm, sogar im Großen Haus, ist ihm zu danken. Die von ihm nicht erwartete Zustimmung des Publikums ermutigt ihn und sein Ballett sicherlich zu neuen Experimenten.

Der größte Teil der Premieren liegt hinter uns. Nicht alles Höhepunkte, aber gerade deshalb lebendiges, spannendes Theater. Und - seien wir ehrlich - wäre uns ein Theater lieber, das ständig Aufführungen brächte mit der glatten bravourösen Routine wie in Sodom und Gomorrha? Bitte, keine Kunst aus dem Versahndhaus! Man mag vielleicht Provinztheater sagen. Aber was heißt Provinztheater?

Auch in Berlin, Hamburg oder München gibt es nicht immer Höhepunkte.

Werner Steffens

Staatstheater Braunschweig Neubau Kleines Haus

Eine Entwurfsaufgabe für Architekturstudenten

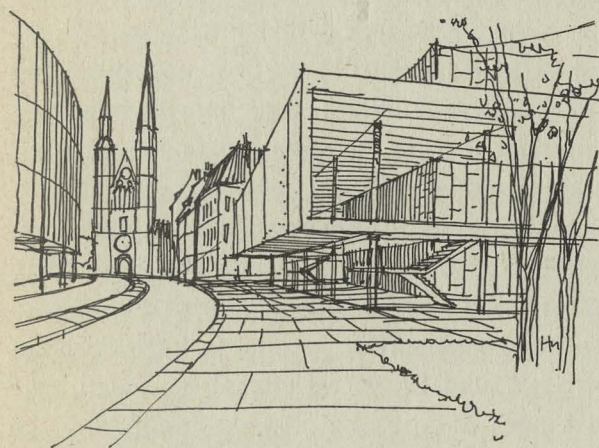
Diejenige Unterweisung und Übung im Architekturstudium, die am intensivsten die spätere Berufsausübung vorbereitet, ist das Entwerfen von Gebäuden. Anhand meist fiktiver Aufgaben lernt der Student für die verschiedensten Gebäudesparten ein gegebenes Raumprogramm auf gegebenem Bauplatz nach den Erfordernissen der Funktion, der Konstruktion, der Wirtschaftlichkeit und der formalen Erscheinung zu einem brauchbaren, haltbaren und ästhetisch befriedigenden Bauwerk zusammenzufügen, das zudem sich auch seiner städtebaulichen Situation angemessen einordnet. Solche Aufgabenstellungen sind für Schüler und Lehrer umso reizvoller und pädagogisch wirksamer, je näher sie aktueller beruflicher Praxis stehen. Dazu zeigen solche unverbindlichen theoretischen Ausarbeitungen der Studenten Möglichkeiten für praktische Verwirklichungen auf, und schon manchmal ist durch eine derartige Bearbeitung die Initialzündung zu einem großen Projekt ausgelöst worden (z. B. bei dem Forumprojekt der Technischen Hochschule, einer utopischen Entwurfsaufgabe des Jahres 1954, auf fremden Trümmergrundstücken, jetzt, 10 Jahre später, zum größten Teil bereits gebaut und - wie selbstverständlich - genutzt).

Als darum im Kreise des hiesigen Werkbundes über die Notwendigkeit eines neuen Kleinen Hauses für das Staatstheater gesprochen wurde, ausgelöst durch die beabsichtigte andere Verwendung der jetzt dafür mäßig schlecht und recht brauchbaren Räumlichkeit im ehemaligen Luftwaffenkommando am Franzschen Feld, bot ich gern die Möglichkeit an, im Rahmen der Entwurfsübungen probeweise Lösungen für ein Kleines Haus erarbeiten zu lassen. Diese Idee fand allgemeine Zustimmung, weil das von den Studenten

erarbeitete Material als Grundlage für eine Diskussion des Standortes und des Raumprogramms dienen könnte.

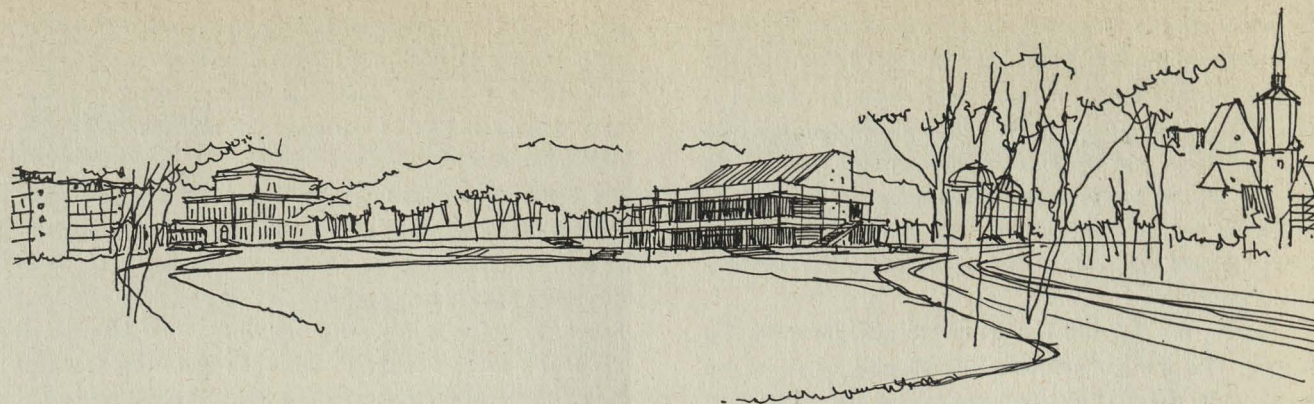
So galt es zunächst, die Aufgabenstellung zu fixieren. Entgegen dem üblichen Verfahren, dem Architekturstudenten mit einem bestimmten Grundstück feste Bindungen zu geben, sollten die Studenten in diesem Fall die Möglichkeit haben, aus einer Reihe von denkbaren Standorten (z. B. im Bereich des Schloßparks an der Friesenstraße oder am Karrenführerplatz, im Theaterpark, am Neustadt-Rathaus oder auch als kulturelle Keimzelle zur Aktivierung des städtischen Lebens in den Neubauvierteln der Süd- oder Weststadt) den nach ihrer Vorstellung günstigsten Bauplatz zu wählen oder auch einen weiteren guten Vorschlag zu machen.

Dieser Weg erschien schon deshalb richtig, weil durch ihn das Für und Wider der jeweils gewählten Standorte gesammelt werden und dadurch -



ohne schon eine bestimmte Lösung zu präjudizieren - vielleicht die Findung des vorteilhaftesten Standortes erleichtert werden könnte.

Unser Wunsch, die Aufgabe so wirklichkeitsnah als möglich zu gestalten, verlangte nach einem Raumprogramm, das auch alle Raumwünsche des zukünftigen Nutznießers enthielt. In dem neuen Generalintendanten, Herrn Dr. Matiassek, fanden wir schnell einen begeisterten Partner für unser Vorhaben. Er entwickelte seine Raumwünsche und besonderen Vorstellungen für ein neues Kleines Haus, vermittelte den Bearbeitern durch den technischen Leiter, Herrn Weiß, die notwendigen Kenntnisse der technischen Einrichtungen und erbot sich, an den Korrekturen der einzelnen Entwürfe mitzuwirken.



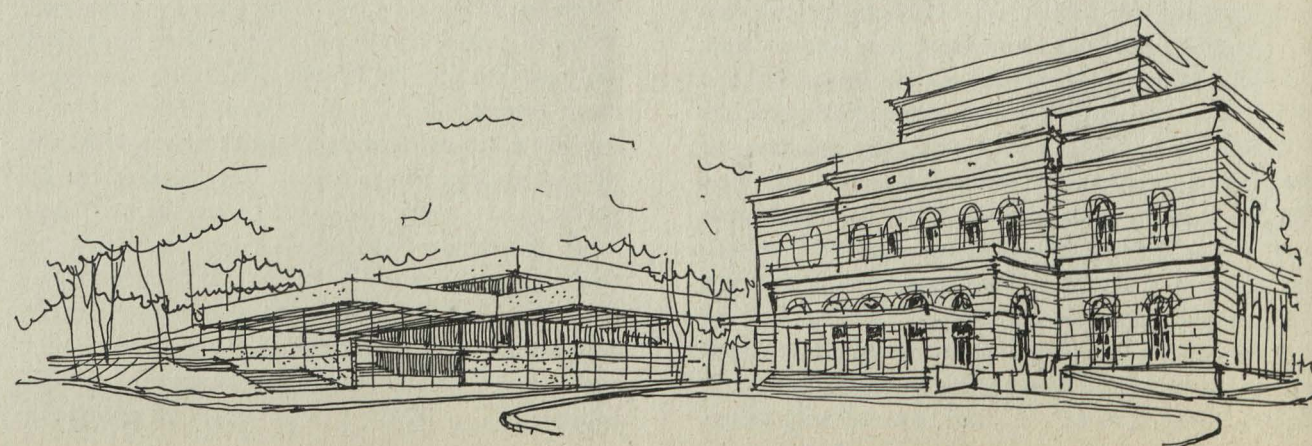
Als Entwurfsaufgabe nahm ich ein Kleines Haus um so lieber auf, als die Baukategorie »Theater« in besonderem Maße an die künstlerische Phantasie des Architekten appelliert, dabei aber die funktionellen, technischen und konstruktiven Schwierigkeiten des Normaltheaters in noch zu bewältigendem Grade beläßt. Das Objekt bietet dem jungen Bearbeiter, anders als die sachlicheren Tagesaufgaben, alle hohen Gelegenheiten, architektonisch-gestalterisch fruchtbar zu werden, gibt es doch kaum ein anderes Gebiet geistiger und künstlerischer Übung, das so eindringlich wahrnehmbar als der Spiegel der Zeit gesehen werden kann: Die Bühne will ihre aktive Teilnahme an der Lebensgestaltung und Lebenshaltung des modernen Menschen dokumentieren; Theater nicht nur als Entspannung und Unterhaltung, sondern als Ereignis, das aus geistig-seelischer Erregung die Macht gewinnt hinzureißen, aufzuwühlen und zu verwandeln - wobei diese erregende Wirkung gelingt durch das merkwürdig verwobene Zaubermittel einer Synthese aller Künste, der Sprache, der Musik, des Gesanges, des Tanzes, der Gesten, der Rhythmen und schließlich auch der Formen und Farben aus den Schwesternkünsten der Architektur, zunächst auf der Bühne selbst, dann aber weiter in den For-

men, Farben, Beleuchtungen und Raumereignissen auf der Publikumseite des Hauses, Wirkungen aus der psychologischen Stufenfolge der Räume des Eingangs, der Garderoben, der Treppenaufgänge, der Foyers, des Zuschauerraumes und des Proszeniums, mit deren kontrastvollen Aneinanderreihungen jene »Verzauberung« vorbereitet wird, die schließlich den Besucher nicht mehr die gleiche Person sein läßt, als die er das Theaterhaus betrat.

Wir wünschen uns, daß die Bearbeitung durch junge Architekten - noch unbeschwert von allen hemmenden Einwirkungen durch die rauhe Wirklichkeit, vor allem noch unbeschwert von den Sorgen um die Beschaffung und Einhaltung der Mittel - daß also diese Bearbeitung die schöne Idee zu fruchtbarer Diskussion bringen hilft, vielleicht sogar wieder mal zur Realisierung eines zunächst utopisch erscheinenden Wunschbildes: Ein Kleines Haus, mit dem der hundertfach facettierende Spiegel des Theaters vervollständigt wird zu einer segensreichen »Universität der Erwachsenen«.

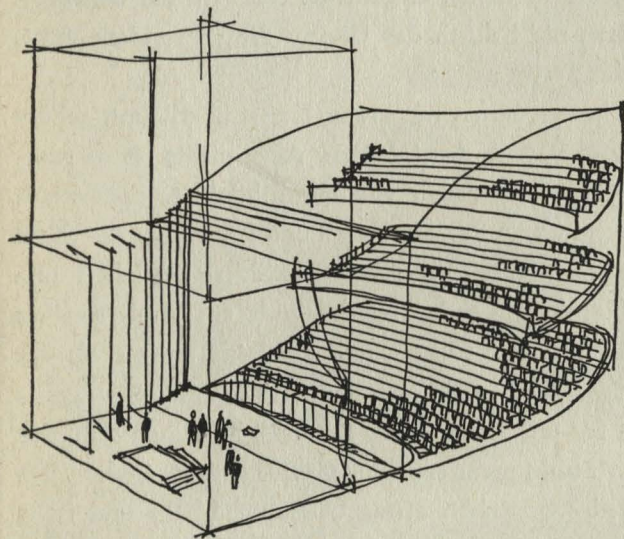
Professor Dr. Friedrich Wilhelm Kraemer

Eine Besprechung der Entwurfsergebnisse ist für das nächste Heft geplant.



Plädoyer für ein Schauspielhaus

Braunschweig, die Stadt Lessings, der Neuberin und des großen Klingemann, hat kein Schauspielhaus. Theaterstadt seit 275 Jahren, Uraufführungsort von »Faust«, »Emilia Galotti« und »Dorothea Angermann«, kann Braunschweig heute die glanzvolle Tradition des Sprechtheaters nicht auf lebendige Weise erneuern. Das Braunschweiger Theaterwunder, das aus dem Schutt von 1945 über Nacht ein Zentrum des wiedererwachten Kulturbewußtseins zaubern konnte, gehört

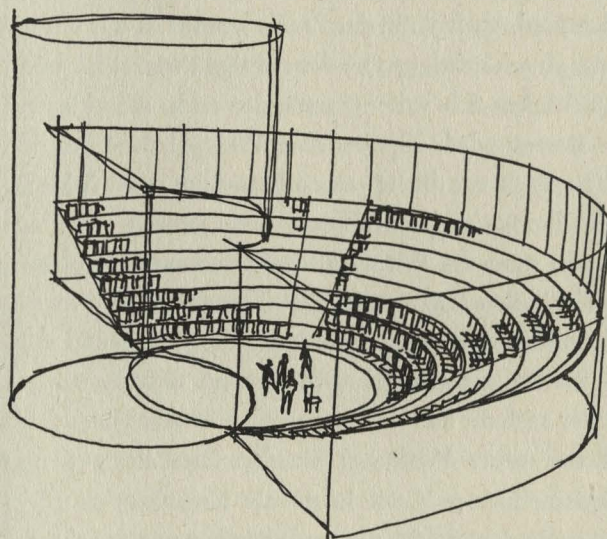


der Legende an. Der Mangel einer geeigneten Spielstätte wird es noch jahrelang verhindern, daß Braunschweig im Schauspiel die Chance erhält, die ein opernbegeistertes Publikum und ein ehrgeiziger junger Generalmusikdirektor im Musiktheater längst wahrgenommen haben. Am Kampf der mittelgroßen deutschen Bühnen für das moderne Drama und gegen einen herkömmlichen Theatertypus, der sich die Einteilung in Weltstadt und Provinz gefallen lassen mußte, nimmt Braunschweig zwar intensiv teil. Die Schizophrenie zwischen den beiden Theaterhäusern aber läßt überzeugende Wirkungen schwer aufkommen. Entscheidungen über die jährlichen Spielpläne fallen einer Theaterleitung nicht leicht, wenn sie sich etwa einem Apriori-Zweifel der Volksbühne an der Wirksamkeit mittelgroßer Stücke im Kleinen Haus am Stadtpark ausgesetzt sieht.

Dieses »Kleine Haus« - in Wirklichkeit ein Studio, ein Atelier-Theater - ist eines der letzten Provisorien in ganz Deutschland. Vor vielen Jahren eine verdienstvolle Ergänzung zum

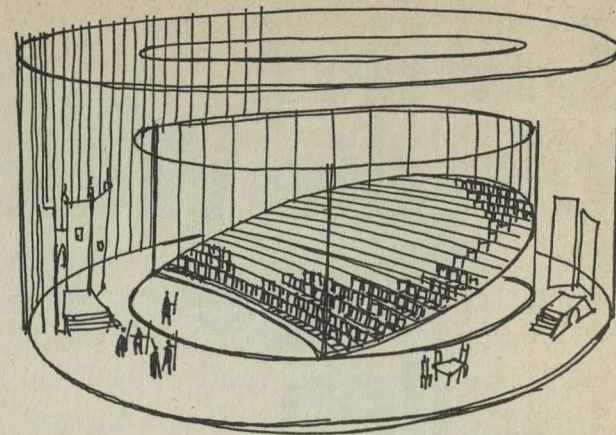
(allzu) Großen Haus, ist dieses Zimmertheater im Dachgeschoß einer Schule auf die Nachsicht aller Theaterliebhaber angewiesen. Das Große Haus ist ein Opernhaus guten alten Stils, geeignet für »Rheingold«, »Aida« und »Salome«, weniger gut für »Hamlet« und »Wallenstein«, gar nicht für »Drei Schwestern« und »Warten auf Godot«. Wer nimmt sich die Mühe nachzumessen, welche Kluft die erste Parkettreihe von der vordersten Dekorationslinie trennt? Hier trägt der Schauspieler seine Haut zu Markte. Forcierung der Mittel verringert Innerlichkeit, bloße Verständlichkeit geht auf Kosten des Echtseins.

Der Klassiker braucht seine Erneuerung: Abbau des ariosen Pathos, Vermenschlichung und Glaubhaftigkeit der Rede. Jede erlebte Silbe muß zu einem Zehnmetersprung über den großen Graben ansetzen, das »Ankommen« ist ungewiß. Inszenieren heißt: in die Szene setzen. Die wenigen Quadratmeter Spielraum im Kleinen Haus reichen dafür nicht aus. Im Großen Haus muß sich auch das konzentrierte, geistige Stück ins Füllig-Dekorative aufblähen. So wäre ein neues Schauspielhaus eine neue Hoffnung für das Drama und zugleich eine echte Chance für die Architektur. Es sollte



ein Haus für Schiller, Molière und Lessing, für die Shakespeare-Komödien wie für Lorca und Dürrenmatt werden. Die interessanten neuen Werke sollen wie das Boulevardstück, das Musical und das Singspiel darin Platz finden. Es soll das Große Haus, in dem weiterhin Oper, Operette, Ballett, die Klassiker großen Volumens und Ensemblekastspiele ihren rechten Ort haben, sinnvoll ergänzen. Eine Platzkapazität von 500 Sitzen ließe unsere Theaterarbeit rentabel sein, ohne Publikum vom Großen Haus abzuziehen.

Von einem heutigen Theaterbau erwarten wir Regisseure alle notwendigen Voraussetzungen, um die moderne Technik unserer Phantasie dienstbar zu machen - beispielsweise rasche Verwandelbarkeit des Bühnenbildes, Möglichkeiten zu Fahrt, Drehung, Auf und Ab, Gliederung und Schräge des Bühnenbodens, (ohne langwierige Baukastenarbeiten), Licht von allen Seiten, Projektionen, Tonanlagen. Die neuere Theatergeschichte kennt viele Versuche, das »Guckkastensystem« des 19. Jahrhunderts zu überwinden. Alle Raum-

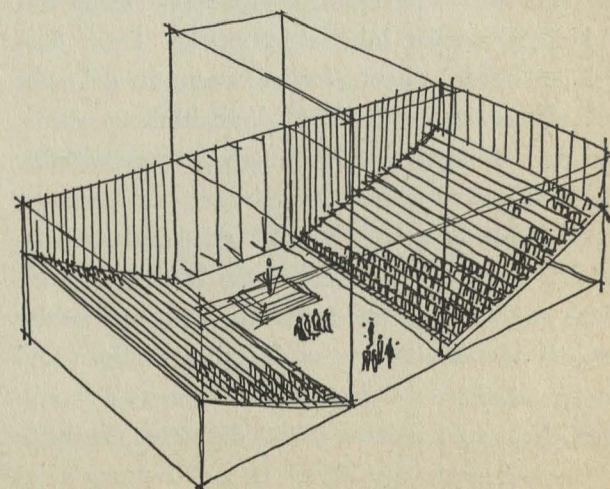


experimente basieren auf dem Gedanken, den Zuschauer in das Spiel miteinzubeziehen. Aber solange er nicht auch Schauspieler ist und umgekehrt, wird es bei der Zweiteilung Zuschauerraum und Spielfläche bleiben. Die starre Guckkastenform ist nur von einem fixen Punkte aus zu reformieren - durch eine Neugestaltung des Proszeniums. Die hilflose Verschachtelung Rampe - Orchesterraum - Bühnenportal muß in eine neue Relation finden: vor den Augen eines Zuschauers, der einen direkten Blick will, der den Kitsch und die Kulissenlüge ablehnt.

Wer sich mit uns für Braunschweig ein neues Schauspielhaus wünscht, sollte bedenken, daß im demokratischen Gefüge das Notwendige erst populär gemacht werden muß. Es soll nicht am guten Willen der Politiker gezweifelt werden - niemand der für die Kultur dieses Landes und dieser Stadt Zuständigen leugnet mehr die Notwendigkeit. Aber Kultur ist ein Reserveposten: Wichtig in guten Zeiten, ist sie in mageren Jahren sofort von finanziellen Kürzungen bedroht. Ein neues Schauspielhaus wird nur auf der breiten Interessenbasis aller wirklichen Theaterfreunde errichtet werden können. Jeder zustimmende Brief aus dem Publikum ist ein Ziegelstein dafür. Aus der Erkenntnis, daß Theater kein Luxus, sondern ein notwendiger Dienst an denkenden und fühlenden Menschen ist, haben viele deutsche Städte den Mut zu Neugründungen und Neubauten gefunden. Daß Braunschweig eine Theaterstadt ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Der Wille, es zu bleiben, wäre jedoch ein sichtbares Denkmal wert.

Dr. Helmuth Matiassek

Zeichnungen von Henning Huth



Bretter, die die Welt in Frage stellen

Der Thespiskarren im Jahre 19 nach Hiroshima

Die Position des Theaters in der Gegenwart ist von einem traditionsgesättigten Ort aus besonders anschaulich zu klären. Wenn nämlich das bewahrende Moment und avantgardistisches Streben - eine Aktion aus dem permanenten Widerspruch - aufeinandertreffen, dann entstehen Reibungsflächen, an denen sich ein erhellender Funkenregen entzündet. Und in der Tat scheint das Theater vor allem dazu berufen, Helligkeit in eine verhangene Welt zu entsenden, ganz im Sinne von Albert Camus, der den Augenblick beschreibt, da der Geist der Nacht begegnet: »... es möge die Nacht der Verzweiflung sein, die hell bleibt, Polarnacht, Nachtwache des Geistes, aus der sich vielleicht die Helle und unberührte Klarheit erhebt, in der sich jeder Gegenstand im Lichte der Vernunft abzeichnet.« Vernunft und klares Denken sind gefordert in einer Zeit, in der sich nur allzuleicht Ressentiments und von Angst eingegebene Reaktionen breitmachen.

Der Begriff des Staatstheaters, der sich an einigen Orten aus längst überlebten historischen Sachverhalten heraus noch erhalten hat, markiert einen scheinbar festgefügtten Status von Repräsentation. Er steht zunächst einmal gegen die allgemeine Unsicherheit, welche Inhalte in welcher Form dargeboten werden sollen. Aber er kann nicht viel mehr sein als eine Hülle, ein Gefäß, das hohl tönen würde, wenn es nicht gelänge, ihm eine neue, gegenwärtige Bestimmung zu geben. Das Theater von heute ist vergleichbar der geistigen Position des Euripides, die Walter Jens »an der Grenze zweier Reiche, zwischen Polis und Kosmopolis«, markierte. Einerseits ist der Begriff des »Welttheaters« durch zu häufigen und mißverständlichen Gebrauch heute bereits diskreditiert. Aber zum anderen gehört die »Weltoffenheit« - soweit sie nicht nur Phrase ist zur Deckung eines


eher verschlossen-starren, musealen Spielplans - unzweifelhaft zu einem Theater, das repräsentieren will und soll, zu einem »Staatstheater«. Dabei wäre die Ausnahmestellung dieses Hauses wohl so aufzufassen, daß der Begriff »Staat« die besondere Unabhängigkeit und damit auch den äußersten Wagemut deckt.

Dieses bedenkend, können wir alle theatralischen Ereignisse der Gegenwart und einer vorhersehbaren (also nicht spekulativ erträumten) Zukunft unter dem Aspekt der Wechselwirkung von Bewahrung und Vorstoß sehen. Ob wir Theater mit oder ohne Vorhang spielen, ob wir »die gegenwärtige Situation des deutschsprachigen Theaters« als einen »breiigen Alptraum« empfinden, »der Gott sei Dank unverdaulich ist«, oder ob wir die deutsche Gegenwartsdramatik als »kraftvoll, interessant, reich facettiert und bunt gefächert« ansehen (die eine Definition stammt von dem Dramaturgen und Übersetzer Claus Bremer, die andere von dem Dramatiker Leopold Ahlsen): in der Praxis kommt es nur darauf an, ob am richtigen Ort das richtige Wort richtig und wirksam - d. h. unter Umständen auch: schockierend - gesagt wird. Theoretische Widersprüche werden belanglos vor diesem einen Kriterium der Wirkung, die immer auch eine Frage der Qualität ist. Doch kann man die Wirkung - sofern man den bloßen Effekt, den Gag, einmal ausklammert - im voraus bestimmen; kann man verbindlich etwas sagen über Qualität, wenn man nicht nur ein technisches gut oder schlecht meint? Was gestern »ankam«, verfehlt heute seine Wirkung; was gestern als gut und beispielhaft galt, ist heute als hoffnungslos rückständig denunziert. Genauso können wir annehmen, daß die Welt von morgen verwerfen wird, was wir heute als dernier cri präsentieren. Immer wieder stoßen wir auf den neuralgischen Punkt, an dem das Gestern und das Morgen sich begegnen, und der die eigentliche Gegenwart ausmacht, oder besser: das Fragliche in der Gegenwart. Fragen erscheinen schließlich als das einzig Beständige, und die Möglichkeit, hemmungslos Fragen zu stellen, sie in die Welt zu rufen, die Welt nicht zur Ruhe kommen zu lassen, wird zur wahren Aufgabe des Theaters.

Albert Camus fand den Satz: »Wenn die Welt klar wäre, gäbe es keine Kunst.« Wir haben die alte Erde umgestürzt, wir suchen den Plan der versunkenen Stadt. Suchen wir weiter! Befürworten wir das Chaos, um der geheimen Ordnung wieder inne zu werden! In den Überlieferungen des Welttheaters

ist sie bewahrt. Aber durch Rekonstruktion werden wir ihrer nicht habhaft. Erst wenn die Gegenwart zischend in die schwelende Glut fährt, wenn Schwaden von Dampf sich bilden, sehen wir im scheinbar undurchdringlichen Nebel letzten Endes klar. Doch wie zeigt sich Gegenwart auf dem Theater? Es ist erwiesen, daß das Schrecklichste sich der Abbildung entzieht. Fotos von Auschwitz lügen, denn sie beschönigen. Berichte über Hiroshima sagen nicht die ganze Wahrheit, denn die liegt in der Zukunft. Sie müßte die Erfahrungen im Töten und in dessen Vervollkommnung einschließen. Ein Bild der ganzen Wahrheit wäre selber tödlich, das Drama des Atomzeitalters (nach Theodor W. Adorno) »Hohn auf sich selbst, allein schon, weil seine Fabel das historische Grauen der Anonymität, indem sie es in Charaktere und Handlungen von Menschen hineinschiebt, tröstlich verfälscht und womöglich die Prominenten ansteuert, die darüber befinden, ob auf den Knopf gedrückt wird«. Gegenwart erscheint auf den Brettern nicht durch das Gegenwärtige, sondern durch das Fernste.

Theater, hören wir sagen, Kunst überhaupt, gehöre zum Bereich des Schönen. Aber nichts ist so fragwürdig geworden wie die Schönheit. Spätestens, seitdem ein Pilz aus Rauch und Feuer über der Stadt Hiroshima zu herrlichster, tödlicher Schönheit aufblühte, birgt der Begriff auch ein Äußerstes an Unheil. Für Rilke war das Schöne »nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen« - für uns kann es des Schrecklichen Ende sein, das wir nicht mehr ertragen. Camus spürte »in der Tiefe jeder Schönheit etwas Unmenschliches« und faßte damit die spätere Erfahrung in Worte. Lauert das Unmenschliche auch in den Tiefen der Sprache? Gewiß, in ihren abgründigen Bildern, die wie Schlingpflanzen sind, und deshalb, weil in ihr ein Wissen beschlossen ist, das wir vergessen haben -, aber wie sehr bedroht uns erst ihre Oberflächlichkeit! Ein kleines Ja oder ein kleines Nein könnten ein Regiment Dragoner ausrotten, klagt Samuel Beckett; so wäre es denn besser zu sprechen, ohne etwas zu sagen, aber gerade das scheint unmöglich. »Worte sind durch ihren Sinn vereist ... Ob ich dies oder das oder etwas anderes sage, daran ist wirklich nicht viel gelegen. Sprechen ist Erfinden. Falsch - ganz wie zu erwarten war. Man erfindet nichts, man glaubt zu erfinden, sich zu entkommen, aber man stammelt nur seine Lektion herunter.« Becketts Ingrim ist außerordentlich: »Es lohnt nicht, den Worten den Prozeß



auf sich nimmt, werden die Rätsel der Schöpfung anschaulich, aber als Rätsel.

Bretter können nicht mehr die Welt bedeuten, da die Welt nicht mehr deutbar ist. Der Dramatiker Friedrich Dürrenmatt schrieb: »Sichtbar in der Kunst ist das Überschaubare. Der heutige Staat ist jedoch unüberschaubar, anonym, bürokratisch geworden, und dies nicht etwa nur in Moskau oder Washington, sondern auch schon in Bern, und die heutigen Staatsaktionen sind nachträgliche Satyrspiele, die den im Verschwiegenen vollzogenen Tragödien folgen. Die echten Repräsentanten fehlen und die tragischen Helden sind ohne Namen ... Die Kunst dringt nur noch bis zu den Opfern vor, dringt sie überhaupt zu Menschen, die Mächtigen erreicht sie nicht mehr. Kreons Sekretäre erledigen den Fall Antigone ... Sichtbar, Gestalt wird die heutige Macht nur etwa da, wo sie explodiert. Die Atombombe kann man nicht mehr darstellen, seit man sie herstellen kann. Vor ihr versagt jede Kunst als eine Schöpfung des Menschen, weil sie selbst eine Schöpfung des Menschen ist. Zwei Spiegel, die sich ineinander spiegeln, bleiben leer.« Die Gegenposition beschrieb der Dramatiker Bertolt Brecht, wenn er zwar anerkannte, daß wir möglicherweise »vor der totalen Vernichtbarkeit des kaum bewohnbar gemachten Planeten« stünden, aber (in einem auf dem Darmstädter Theatergespräch von 1955 verlesenen Brief) fortfuhr: »Es wird Sie nicht verwundern, von mir zu hören, daß die Frage der Beschreibbarkeit der Welt eine gesellschaftliche Frage ist.«

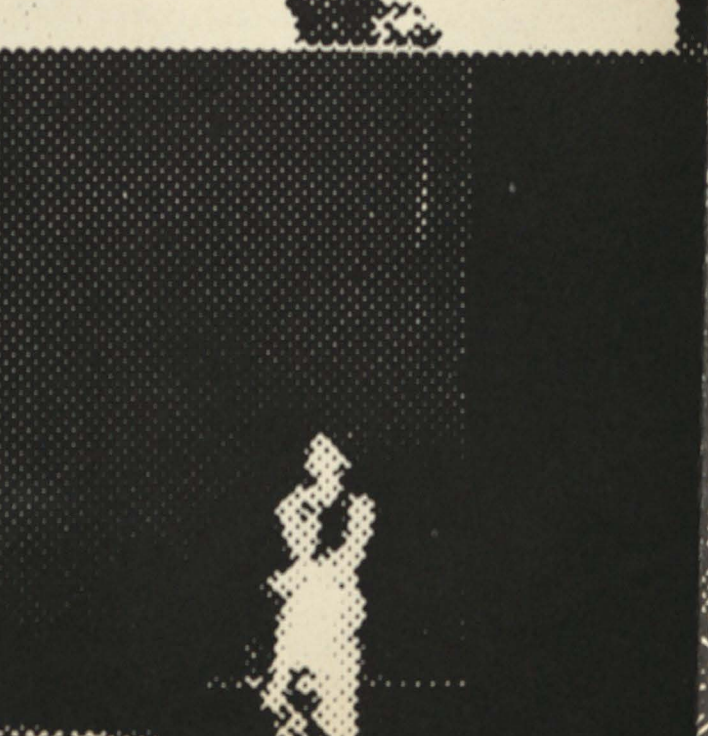
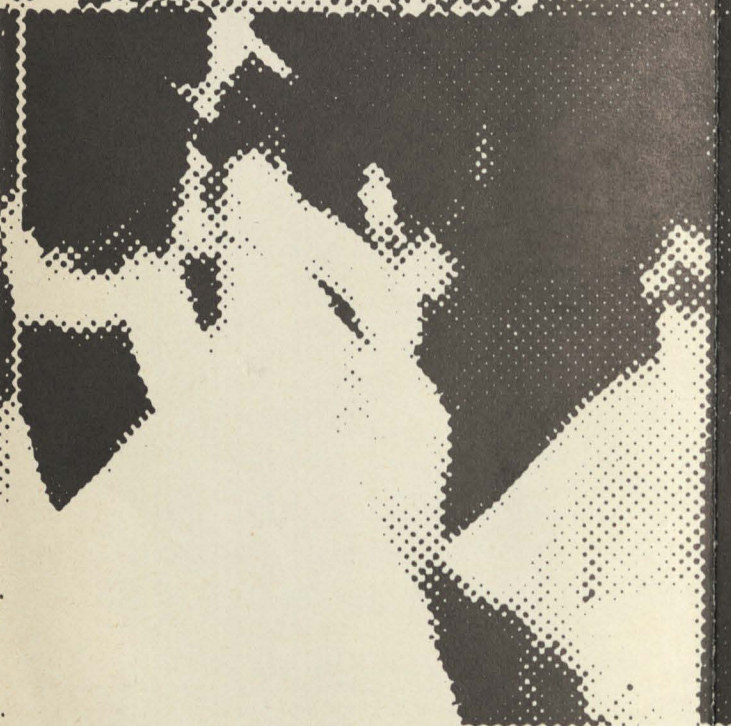
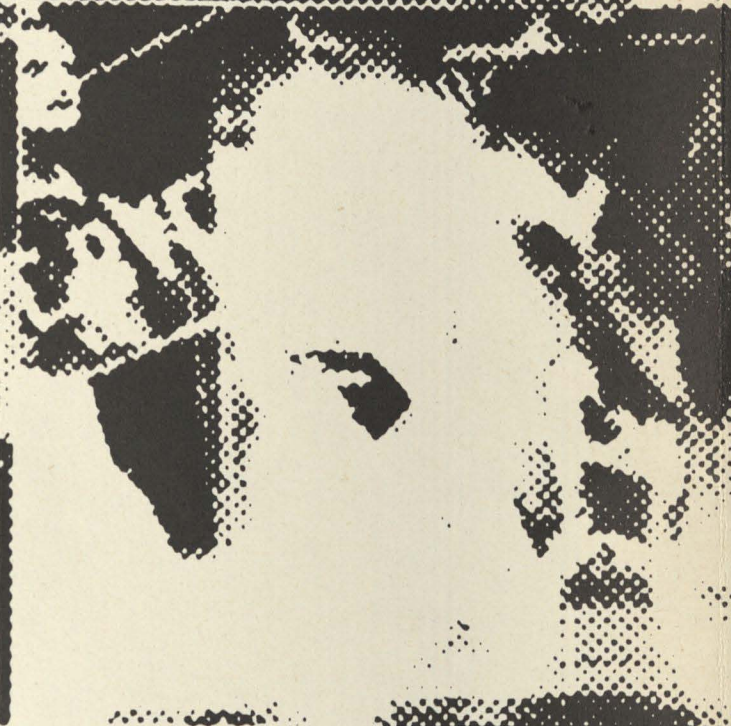
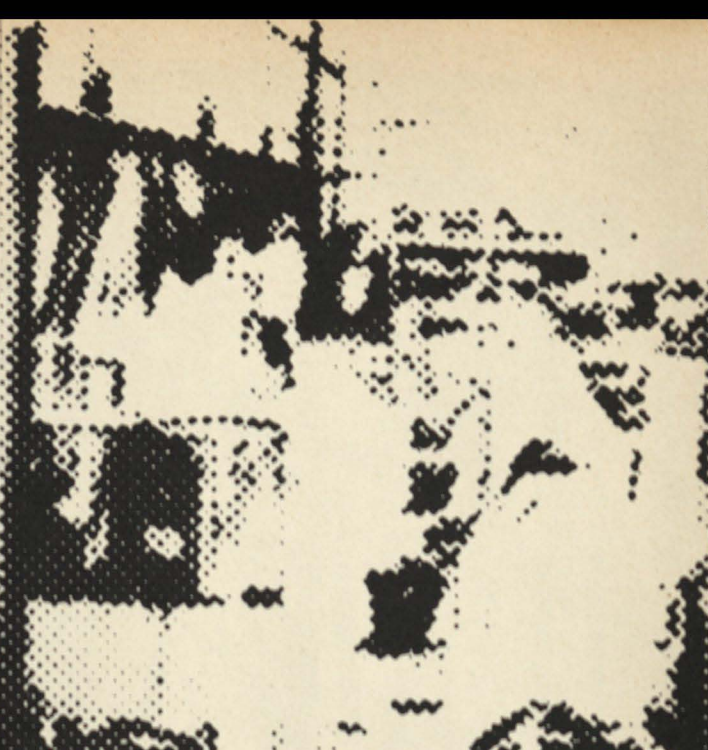
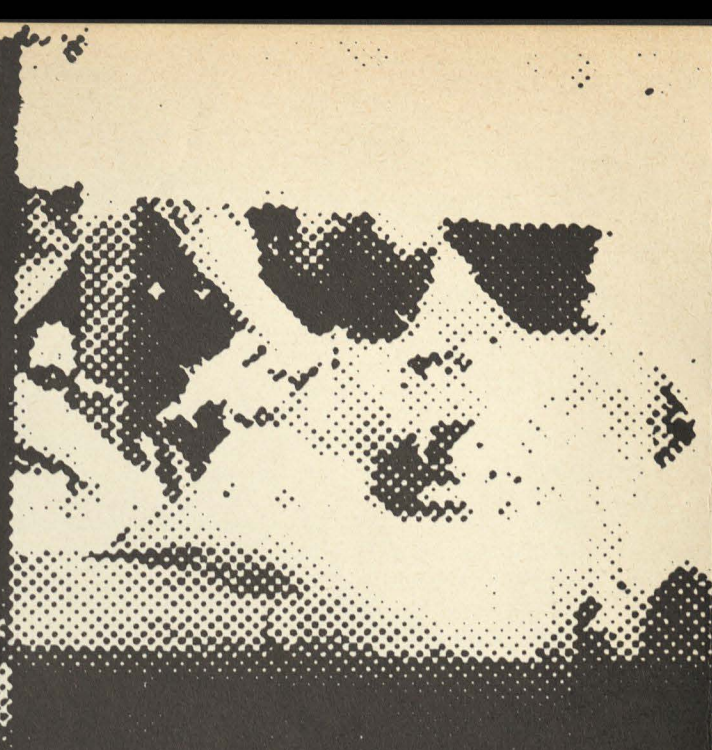
Es hat nie einen Zweifel darüber gegeben, daß Brecht mit seinem Theater der marxistischen Lehre diene: dadurch, daß er die Welt auf der Bühne als eine im marxistischen Sinne veränderbare zeigte. Daran ändert auch die berühmte Einleitung zum »Kleinen Organon« nichts, in der das Theater als eine »Stätte der Unterhaltung« apostrophiert wird. Brecht und seine Freunde wollten eine »produktive Haltung gegenüber der Natur und gegenüber der Gesellschaft« in ihren Theatern »vergnüglich einnehmen«. Wenn die Produktivität entfesselt sei, könne Lernen in Vergnügen und Vergnügen in Lernen verwandelt werden. Wohin zielt die Produktivität? Nicht nur auf die Veränderung der Gesellschaft, sondern auch auf die Veränderung der menschlichen Natur. Höchstes Ziel ist der Mensch aus der marxistischen Retorte. Brechts großer Irrtum war, daß nach seiner Meinung jenes Theater, welches er das »bürgerliche« nannte, »auf die Vortäuschung von Harmonie, auf

die Idealisierung« aus sei. Es stelle »die Charaktere als Individualitäten, nach dem Wortsinn Unteilbarkeiten von Natur aus«, dar. Aber selbst die sogenannte »Charakterkomödie« bis zurück zu Molière brachte keine unteilbaren Charaktere auf die Bühne, sondern die Summe von Charakterzügen. Halten wir uns an den »Klassiker«, an Molières »Geizigen«: würde ein Geiziger sich jemals so benehmen wie Harpagon? Erst, wenn die Figur als eine Summierung von Zügen des Geizes gesehen wird, als überdimensioniertes Inbild des Geizes, enthüllt sich der Sinn der Komödie ganz, die, wie alle großen Stücke der Gattung (namentlich bei Molière), eigentlich eine Tragödie ist.

Zu allen Zeiten war das Theater eine moralische Anstalt, und alle Dichter sind Moralisten, am stärksten die, die es nicht wahrhaben wollen. Auf der Bühne wird Gerichtstag gehalten. Der Zuschauer sieht sich in dieses Gericht einbezogen, und er hat seine Aussage zu machen, nicht die Figur, die ihn herausfordert. Er hat sich auch nicht im überkommenen Sinne zu identifizieren, seine Entscheidung soll nicht für oder wider eine bestimmte Figur ausfallen, denn es steht außer Zweifel, daß er sich dann nichts anderes wählen würde als sein Wunschbild - das, was er nicht ist. Er soll nicht träumen - das tun die Figuren für ihn, und zwar konsequenter, vor dem Letzten nicht zurückschreckend. Er hat sich nur zu entscheiden, ob er Mensch sein will, auch wenn alles um ihn unmenschlich zu werden droht. Er selber, das Individuum, das Einzelwesen, ist vor Gericht gefordert, nicht die Gesellschaft. Ja, die Entscheidung, die hier zu treffen ist, führt eher aus der Gesellschaft hinaus: sie läßt die Gemeinschaft mit etwas erfahren, was über den Menschen ist. So rührt die Kunst, wenn es um ihre Wirkung geht, doch ein einziges Mal an die Religion, von der sie im übrigen streng geschieden ist. Sie macht bereit für Gott - oder den Teufel. Unter diesem existentiellen Aspekt werden Formfragen zunehmend sekundär. Die Form erscheint als eine Funktion des Geistes, der sich (hartnäckig und gegen alle Erfahrung) mitteilen will. Sie muß, wie differenziert auch immer, klar und scharf sein, Kontur für die zu stellenden Fragen, Kontur für das Unwirkliche, für die Beunruhigung des Lebens durch den Geist. Das Alte und das Neue, das Überlieferte und das erst Erträumte, gewinnen Gegenwart durch die Intensität des Mimen, des Spielers, der bereit ist, auch sein Leben auf das Spiel zu setzen.

Claus-Henning Bachmann





zu machen. Sie sind nicht tiefer als das, was sie mit sich führen . . . Wenn ich eher babababa sagte?»

Beckett schreibt nicht »Dichtung« und schon gar nicht »menschliche«, denn der Name »Mensch« bürgt für gar nichts und läßt das nackte Unmenschliche zu. Maurice Nadeau, Herausgeber von »Les Lettres Nouvelles«, erkannte bislang als einziger die Anstrengung Becketts »zwischen vergeblichem Wort und unmöglicher Ruhe«: ihr Ziel sei die Eroberung des Schweigens, der reinen Realität, gewesen, aber sie künde nur vom Fehlschlag und der Ohnmacht des Bewußtseins, das sie unternahm. Becketts Figuren können nicht leben und nicht sterben, wir können nichts sagen und nicht schweigen, und so machen wir denn Worte: unser bestürzendes Schicksal, da der Geist sich nicht äußern kann, aber daß er es nicht kann, ist unsere »Hoffnung«, wenn nicht schon dieses Wort sich als unzulässig erweist.

Für die Griechen der Antike war die Sprache etwas Verehrungswürdiges, da sich in ihr »die Dinge selber klingend bekunden« (Th. Georgiades). Magisches ist der Sprache zu eigen, sie ist mächtiger als der Mensch. An Magisches rührten auch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, als sie ins Bild faßten, wie Sprache als ein Bezeichnendes entstand: der Primitive habe den Baum nicht nur als Baum gesehen, sondern als Sitz und Behausung eines zauberischen Dämons. Durch die Gottheit sei der Baum doppelt geworden. Dieses Zweifache (die »Tautologie«) drückt sich darin aus, daß der Baum nicht nur »ist«, sondern auch bezeichnet wird. Zum einfachen Sein tritt die Bedeutung. Heute ist Sprache entleert von Magie und mag sie allenfalls wiedergewinnen im Prozeß totaler Banalisierung, als Folge des Umschlags ins Gegenteil. Adorno konstatiert eine »Veränderung des dramatischen Apriori«: kein positiver metaphysischer Sinn sei mehr derart substantiell, daß die dramatische Form ihr Gesetz an ihm und seiner Erscheinung hätte. In geschichtsphilosophischer Sicht spricht er von einer »Explosion des metaphysischen Sinnes«; sie ließe den ästhetischen Sinnzusammenhang mit einer Notwendigkeit und Strenge zerbröckeln, die hinter der Strenge des überlieferten dramaturgischen Formkanons nicht zurückbleibe. Aus dem versagten ästhetischen Sinn darf man gegenbildlich auf den Sinn des Ästhetischen schließen: auf den des Schönen, das wir als das Vollkommene und das Unmenschliche erkennen, das Gesuchte und das zu Meidende, den Tod. In dieser Disparatheit, die zugleich als Einheit begreiflich ist, und die das Theater

auf sich nimmt, werden die Rätsel der Schöpfung anschaulich, aber als Rätsel.

Bretter können nicht mehr die Welt bedeuten, da die Welt nicht mehr deutbar ist. Der Dramatiker Friedrich Dürrenmatt schrieb: »Sichtbar in der Kunst ist das Überschaubare. Der heutige Staat ist jedoch unüberschaubar, anonym, bürokratisch geworden, und dies nicht etwa nur in Moskau oder Washington, sondern auch schon in Bern, und die heutigen Staatsaktionen sind nachträgliche Satyrspiele, die den im Verschwiegenen vollzogenen Tragödien folgen. Die echten Repräsentanten fehlen und die tragischen Helden sind ohne Namen . . . Die Kunst dringt nur noch bis zu den Opfern vor, dringt sie überhaupt zu Menschen, die Mächtigen erreicht sie nicht mehr. Kreons Sekretäre erledigen den Fall Antigone . . . Sichtbar, Gestalt wird die heutige Macht nur etwa da, wo sie explodiert. Die Atombombe kann man nicht mehr darstellen, seit man sie herstellen kann. Vor ihr versagt jede Kunst als eine Schöpfung des Menschen, weil sie selbst eine Schöpfung des Menschen ist. Zwei Spiegel, die sich ineinander spiegeln, bleiben leer.« Die Gegenposition beschrieb der Dramatiker Bertolt Brecht, wenn er zwar anerkannte, daß wir möglicherweise »vor der totalen Vernichtbarkeit des kaum bewohnbar gemachten Planeten« stünden, aber (in einem auf dem Darmstädter Theatergespräch von 1955 verlesenen Brief) fortfuhr: »Es wird Sie nicht verwundern, von mir zu hören, daß die Frage der Beschreibbarkeit der Welt eine gesellschaftliche Frage ist.«

Es hat nie einen Zweifel darüber gegeben, daß Brecht mit seinem Theater der marxistischen Lehre diene: dadurch, daß er die Welt auf der Bühne als eine im marxistischen Sinne veränderbare zeigte. Daran ändert auch die berühmte Einleitung zum »Kleinen Organon« nichts, in der das Theater als eine »Stätte der Unterhaltung« apostrophiert wird. Brecht und seine Freunde wollten eine »produktive Haltung gegenüber der Natur und gegenüber der Gesellschaft« in ihren Theatern »vergnüglich einnehmen«. Wenn die Produktivität entfesselt sei, könne Lernen in Vergnügen und Vergnügen in Lernen verwandelt werden. Wohin zielt die Produktivität? Nicht nur auf die Veränderung der Gesellschaft, sondern auch auf die Veränderung der menschlichen Natur. Höchstes Ziel ist der Mensch aus der marxistischen Retorte. Brechts großer Irrtum war, daß nach seiner Meinung jenes Theater, welches er das »bürgerliche« nannte, »auf die Vortäuschung von Harmonie, auf

die Idealisierung« aus sei. Es stelle »die Charaktere als Individualitäten, nach dem Wortsinn Unteilbarkeiten von Natur aus«, dar. Aber selbst die sogenannte »Charakterkomödie« bis zurück zu Molière brachte keine unteilbaren Charaktere auf die Bühne, sondern die Summe von Charakterzügen. Halten wir uns an den »Klassiker«, an Molières »Geizigen«: würde ein Geiziger sich jemals so benehmen wie Harpagon? Erst, wenn die Figur als eine Summierung von Zügen des Geizes gesehen wird, als überdimensioniertes Inbild des Geizes, enthüllt sich der Sinn der Komödie ganz, die, wie alle großen Stücke der Gattung (namentlich bei Molière), eigentlich eine Tragödie ist.

Zu allen Zeiten war das Theater eine moralische Anstalt, und alle Dichter sind Moralisten, am stärksten die, die es nicht wahrhaben wollen. Auf der Bühne wird Gerichtstag gehalten. Der Zuschauer sieht sich in dieses Gericht einbezogen, und er hat seine Aussage zu machen, nicht die Figur, die ihn herausfordert. Er hat sich auch nicht im überkommenen Sinne zu identifizieren, seine Entscheidung soll nicht für oder wider eine bestimmte Figur ausfallen, denn es steht außer Zweifel, daß er sich dann nichts anderes wählen würde als sein Wunschbild - das, was er nicht ist. Er soll nicht träumen - das tun die Figuren für ihn, und zwar konsequenter, vor dem Letzten nicht zurückschreckend. Er hat sich nur zu entscheiden, ob er Mensch sein will, auch wenn alles um ihn unmenschlich zu werden droht. Er selber, das Individuum, das Einzelwesen, ist vor Gericht gefordert, nicht die Gesellschaft. Ja, die Entscheidung, die hier zu treffen ist, führt eher aus der Gesellschaft hinaus: sie läßt die Gemeinschaft mit etwas erfahren, was über den Menschen ist. So rührt die Kunst, wenn es um ihre Wirkung geht, doch ein einziges Mal an die Religion, von der sie im übrigen streng geschieden ist. Sie macht bereit für Gott - oder den Teufel. Unter diesem existentiellen Aspekt werden Formfragen zunehmend sekundär. Die Form erscheint als eine Funktion des Geistes, der sich (hartnäckig und gegen alle Erfahrung) mitteilen will. Sie muß, wie differenziert auch immer, klar und scharf sein, Kontur für die zu stellenden Fragen, Kontur für das Unwirkliche, für die Beunruhigung des Lebens durch den Geist. Das Alte und das Neue, das Überlieferte und das erst Erträumte, gewinnen Gegenwart durch die Intensität des Mimen, des Spielers, der bereit ist, auch sein Leben auf das Spiel zu setzen.

Claus-Henning Bachmann

Weit weg von der Opernform

Über die Schwierigkeiten des Musiktheaters

Kaum ein Zweig einer Kunstgattung befindet sich so sehr im Zustand der Stagnation wie, vielleicht neben der Kirchenmusik, das musikalische Theater im Bereiche der sonst so experimentierfreudigen musischen Produktion. Komponisten der arrivierten Provenance im In- und Ausland greifen auch heute noch zu Sujets für ihre Bühnenaktionen, die ihnen immer in dankbarer Fülle in allen Stilen aus der antiken, klassischen, bis zur expressionistischen dramatischen Dichtung scheinbar wehrlos zu Gebote stehen. Aber eben doch nur scheinbar, denn ohne Ausnahme haben sich die vertonten beliebten Stoffe sehr heftig gegen den Zwang gewehrt, in neuem Klanggewand vor dem Konsumenten erscheinen zu müssen: Kein neues Opernwerk der letzten Jahre hat den Zweifel am Zwang der Stoffwahl durch erfüllte künstlerische Logik nehmen können. Der Grund ist offensichtlich zu einfach, um die Komponisten mit Skepsis an ihren Theaterunternehmungen zu erfüllen: Dem neu gewonnenen Tonmaterial, das über die seriellen Techniken hinaus ein ganz neues Universum an kompositorischen Grundelementen für den Komponisten bereithält, hat sich selbstverständlich verpflichtend eine neue Ordnung zur Seite zu stellen. Diese Ordnung beinhaltet nicht nur äußere Form in Raum und Zeit, sondern ebenfalls Integration von Klang, Bewegung und Aktion, von Akustik und Optik. Ein Arrangement von Nummernarien, Duetten und Chören schließt aber diese Bedingung von vornherein aus. Interpretieren gar klassische Monologe neugetönt aufsingen lassen, heißt eine der künstlerischen Halbheiten servieren, an denen das musikalische Theater so krankt: an akzeptabler musikalischer Lösung je nach schöpferischer Potenz des Komponisten einerseits, am ungelösten formalen Problem andererseits,

mithin auch an dem kunstgewerblichen Resultat. Aber letzten Endes ist auch hier Hoffnungslosigkeit nicht am Platz. Untersuchungen neuer Möglichkeiten im musikalischen Theater erschließen hier und da Pfade, die austretbar sind. Besonders Mauricio Kagel ist es mit seinem *Sur Scene* gelungen, dem musikalischen Theater entscheidende Impulse zu geben.

Sur Scene ist ein wegweisendes Beispiel für eine durchkomponierte Integration verschiedener künstlerischer Momente. Die kompositorische Einheit wird aus Klang, erfaßbarer Phonetik, Bewegung im Detail und zeitlicher Verschiebung gebildet. Sechs Personen verknüpfen ihre Aktionen miteinander und koordinieren, was Bezug, Form und Logik zu geben vermögen. Drei Pianisten veranlaßt die Partitur in bestimmter Folge verschiedene Instrumente (2 Flügel, Cembalo, Celesta, Glockenspiel, Positiv und mancherlei Schlagzeug) auf ihrem choreographisch bestimmten Weg zu betätigen; ein Sprecher referiert nahezu pausenlos einen pseudointellektuellen Vortrag über scheinbare musikwissenschaftliche Probleme; ein Sänger, belcanto-berauscht, wandert unbekümmert umher, die Sentenzen des Sprechers ahnungslos nachsingend. Und das alles betrachtet ein Mime - das Abendprogramm in den Händen - bis ihn das wechselnde Geschehen ermüdet, und er sich allerlei pantomimischen Eigenbeschäftigungen hingibt. Dieses auf das nackte Quadrat der Bühne ohne jedes Requisit projizierte Spiel wirkt so bühnengerecht, ist mit so vielen Hintergründen und verborgenen Bezügen geladen, daß es weit über das Kabarettistische hinaus in einen Wertbereich rückt, den schöpferische Potenz, beherrschtes Material und erfüllte Form abstecken.

In ähnlicher Weise dringt auch Franco Evangelisti mit seiner *Schachtel*, einem musikalischen Theaterstück für Sprecher, Mimen, Projektionen und Instrumente, auf bezugreiche Koordination verschiedener Kunstgattungen miteinander (Regie Klaus Boltze). Es scheint manchmal, als seien Aktionen der Fluxus-Leute rein äußerlich stimulierend für diese Schritte, wenngleich sich dort Anti-Haltung in krampfhafter Absurdität manifestiert. Hier jedoch werden die Dinge unter die beherrschte Kontrolle einer künstlerischen Ordnung gestellt.

Die Wege, die Oper zu erneuern, sie wieder zu

einer lebendigen, vor allem lebensfähigen Einrichtung in der Kunst zu machen, führen weit weg von der traditionellen Opernform. Sie sind angelegt; man möge sie bald mutiger beschreiten. Es sei denn, der eigene Stil - die persönliche Sprache des Schaffenden - sei nur zu bereit, sich immer wieder mit dem »Gehabten« zu vermählen. Diese häufigen Erscheinungen sollen hier aber nicht untersucht werden. Die Zeit wird über sie entscheiden.

Zum Bereich des musikalischen Theaters gehört, wenn auch nur im dekorativen Sinne, die immer noch überall gebräuchliche Bühnenmusik des Sprechtheaters. Ob sie künstlerische Notwendigkeit ist oder vom Stück her unnötig: Man bemüht sie in den meisten Fällen, weil sie so schön Stimmung erzeugen kann. Wenn im musikalischen Theater eine stärkere Integration der klanglichen Mittel mit den anderen phonetisch-optischen Ingredienzen gefordert werden muß, so sollte das Sprechtheater zumindest Leistungen erreichen, die in der Gemeinschaft der regiegeführten Sprechhandlungen mit den Dekors des Bühnenbildners und mit der nur notwendigsten Bühnenmusik in adäquater Qualität und Bedeutungstiefe erarbeitet sind. Eine Bühnenmusik darf eben nicht nur untermalende Funktion haben, sondern muß über ihren qualitativen künstlerischen Eigenwert hinaus - egal welcher Stilistik sie sich bedient, aber immer ist ihr Wert zunächst Voraussetzung - von der Inszenierung her als ein Bildungsteil des gesamten Bühnenwerkes betrachtet werden.

Jedes gute Theater hat zwar keinen guten Komponisten im Vertrag. Zeitweilig werden sogar zur Vertonung wesentlicher Textteile oder Herstellung von Zwischenaktmusiken - sei es nun bei Shakespeare oder Lorca - Bühnenkapellmeister mit Korrepetitoreniveau bemüht. Nicht selten führt ein Regisseur auch selber musikalische Vorstellungen in seiner Regiemappe mit sich, manchmal mit Geschmack gewählt, aber meist ohne spezifische Kenntnis der musikalisch-stilistischen Probleme und der kompositorischen Möglichkeiten.

Hier sollte ein Theater bei Inszenierungen mit notwendiger musikalischer Zutat unbedingt einen Komponisten seriöser Observanz zu Rate ziehen. Ebenso groß wie die Anzahl musikalisch

Fortsetzung Seite 22

Theater als eine autonome Kunstform?

Vergleicht man den Entwicklungsverlauf der einzelnen Künste seit 1900, ist man gezwungen, dem Theater den letzten Platz zuzuweisen. Das Theater, das sich zwar an den neuen Formen der bildenden Künste orientiert hat, ist heute noch weit davon entfernt, sich als autonome Kunst zu behaupten. Obgleich sich seit über einem halben Jahrhundert bedeutende Theaterinitiatoren für die Idee des Theaters als einem autonomen, lebendigen Kunstwerk einsetzten, ist die Aufgabe der Verwirklichung noch eine Möglichkeit der Zukunft und erscheint gegenwärtig als Utopie.

Das Theater verfügt nicht über eine kontinuierliche Entwicklung wie etwa die Malerei oder die Plastik, sondern über mehrere Stilreformen. Auch ein totales Theater wird nur in völliger Ablehnung des zeitgenössischen Theaters entstehen. Doch bei einer Neugestaltung ist die Möglichkeit gegeben, auf mehrere Experimente zurückzugreifen, die schon einen Teil der Vorbereitungen ausmachen für ein Totaltheater, einem Theater, dessen Bühne der Geburtsort für das noch Unbekannte, das Imaginäre sein wird.

Es besteht also der Wunsch, das Theater in die Reihe der Freien Künste aufzunehmen. Doch gibt es denn Möglichkeiten, um das Theater als Kunstform hier einreihen zu können?

Das soll die brennendste Frage sein!

Das Theater unserer Zeit lebt von der Literatur, und es ist kaum verwunderlich, daß das spezifisch Theatralische immermehr in den Hintergrund rückte, um dem Theater den Platz einer Nützlichkeit zuzuweisen, sei es nun im Sinne der Politik, der Psychologie oder anderer Wissenschaften.

Die Abhängigkeit von der Literatur bedeutet das größte Hindernis in der Entwicklung zu einer autonomen Theaterkunst. Ein neues, freies Theater kann also nur entstehen, wenn das »Stück«, ich

möchte es die Aktion nennen, unter Mitwirkung aller Theaterkünstler, wie Regisseur, Schauspieler, Choreograph usw. entsteht, sozusagen direkt auf der Bühne. Erst wenn der Bühnenautor seine Vorherrschaft aufgegeben hat, können Möglichkeiten zu einem neuen Theater gefunden werden. Das autonome Theater wird ein Zusammenspiel aller Künste sein, wobei sich jede Kunstform frei, zugunsten einer Basis, der Aktion, entfalten kann. Um die Entdeckung neuer Möglichkeiten beginnen zu können, muß ich den konventionellen Weg, nämlich das Stück als Ausgangspunkt, ablehnen und stoße so auf Theater-Neuland vor.

Die Aktion soll in einer Synthese aller Künste entstehen. Gegeben dazu ist die Bühne, der Entstehungsort und einzige Schauplatz der Aktion. Im Gegensatz zur üblichen Art und Weise, den literarischen Text mit »theatralischen« Mitteln auf die Bühne zu bringen, gilt es jetzt die ureigensten Elemente einer autonomen Theaterkunst neu zu entdecken.

Am Anfang steht die Idee: *Theater*.

Das Ergebnis soll sein: Ein »lebendiges Kunstwerk«, dessen Gegenüberstellung zum Publikum, eben durch seine Lebendigkeit und seinen Dynamismus, zeitlich begrenzt sein wird.

Bedingt durch die einzelnen Kunstarten sind die Theatermittel sehr verschieden. Ich möchte drei Hauptelemente als grundlegend hervorheben:

- A Mensch: lebendiges Element
- B Gegenstand: totes oder automatisiertes Element
- C Licht: bewegtes Abstraktum

Diese drei Grundelemente ergeben das Dreiecksverhältnis zum Raum, zur Bühne. Sie bilden das Material der verschiedenen Künste, deren Möglichkeiten und Tendenzen es zunächst zu untersuchen gilt. Eine Ausführung innerhalb dieser knappen Konzeption ist jedoch nicht möglich.

Indem jetzt eine konsequente, kompromißlose Unabhängigkeit angenommen werden kann, ist der entstehenden Aktion die »Nützlichkeit« genommen, und sie kann geschehen um ihrer selbst willen, um des Theaters willen.

Doch was bedeutet jetzt Theater?

Ein Gegeneinanderausspielen und Inbeziehungbringen folgender Elemente wie: Farbe - Form - Laut, Ton, Geräusch - Bewegung - Zeit und Raum. Eine Voraussetzung dazu ist das Freischöpfersche jedes einzelnen Künstlers.

Die dem Wesen des Theaters entsprechendsten Künste sind die Musik, der Tanz, die Pantomime sowie die Schauspielkunst. Sie sind *Ausdruck* des Zeitlich-Ablaufenden wie das Theater selbst. Durch eine freie, abstrakte Behandlung ist diesen Künsten die Möglichkeit gegeben, zu ihren ureigensten Elementen zurückzufinden.

Ich möchte mich hier nur auf zwei Kunstrichtungen konzentrieren, die ihrer Beschaffenheit nach als Ausdruck des Ruhenden der Idee des Theaters noch am gegensätzlichsten gegenüberstehen und dementsprechend theatralisiert werden müssen: die Malerei und die Plastik. Sie entsprechen im autonomen Theater etwa der zeitgenössischen Bühnenbildnerie.

Wenn sich heute im Theater der Vorhang öffnet, erblicken wir ein Bild, die Projektion einer Bühne, deren Räumlichkeit wir nur ahnen. Nur die Bewegung der Schauspieler löst zeitweise die Statik und deutet eine gewisse Räumlichkeit an. Das konventionelle Bühnenbild steht diametral zu den übrigen Theaterformen. Es ist Ausdruck des Statischen gegenüber dem Dynamischen. Es steht im Dienst der Dichtung und ist damit einer freikünstlerischen Entfaltung enthoben.

Das neue autonome Theater soll sein: eine dynamische Kunst im Raum.

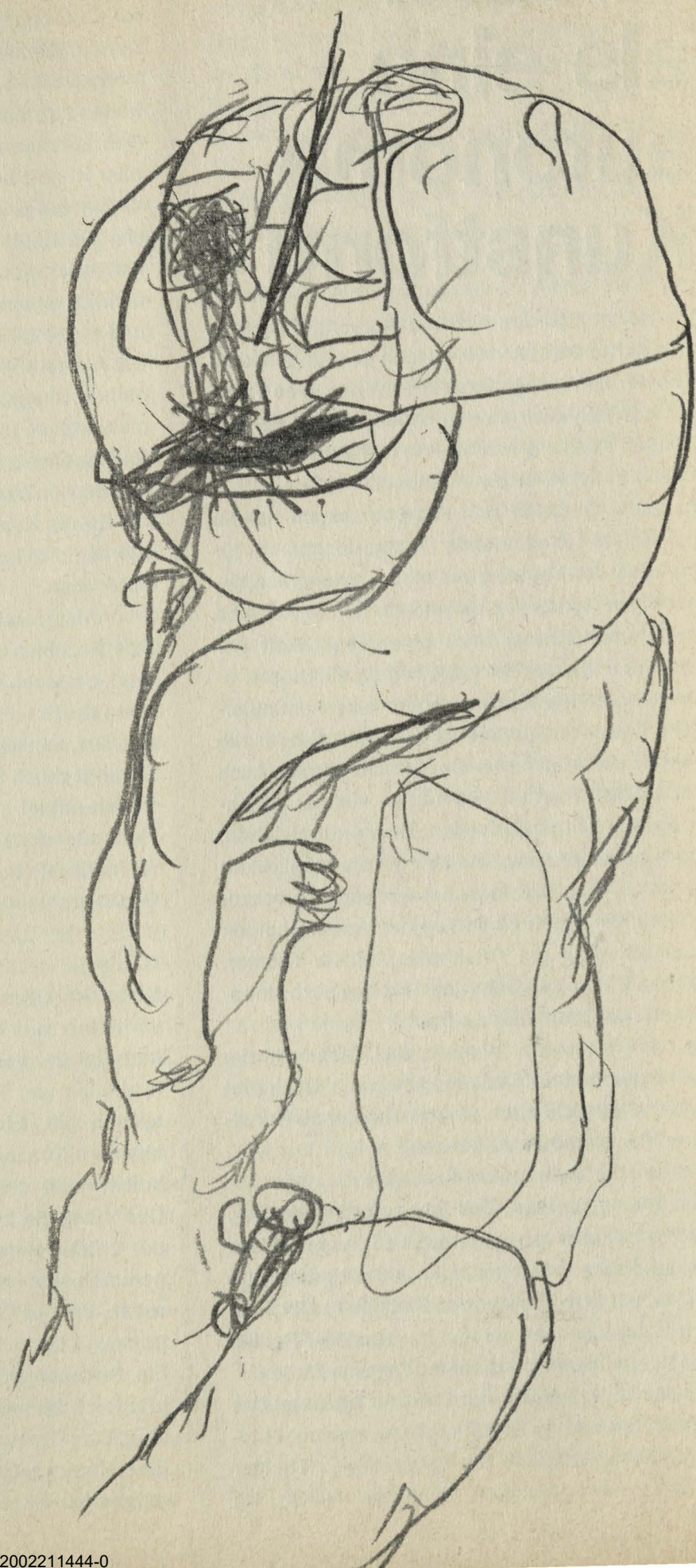
Die Räumlichkeit der Bühne ist ein Axiom. Die Malerei steht im Widerspruch zu diesem feststehenden Grundsatz, denn sie meint nicht einen perspektivischen Raum, sondern einen Bildraum, der flächig bleibt. Sie erweist sich somit als vollkommen ungemäß für die Bühne.

Eine Räumlichkeit kann sichtbar werden durch Bewegung. Das Licht als bewegtes bildnerisches Element hat die Fähigkeit räumliche Malerei zu schaffen und gilt daher als spezifisch theatralisch. Durch Veränderung der Farb- und Helligkeitswerte der Beleuchtung entsteht eine variable Palette der Lichtmalerei, die fähig ist, eine der Bühne adäquate Atmosphäre zu schaffen.

Ein weiteres Maß der Räumlichkeit ist das Produkt des Zusammentreffens von Licht und Gegenstand: der Schatten. Der Schatten, eine bisher unbeachtete Zufallserscheinung, wird ein bewußtes Ausdrucksmittel sein und geformt werden können wie das Licht.

Um ein echtes Zusammenspiel des Dreiecksverhältnisses zu erreichen, muß der Gegenstand eine Verlebendigung erfahren.

Fortsetzung Seite 35



Was soll man denken von so einer Gestalt, die ein Knäuel ist? Vermutlich hat es der Zeichner mit seinen stockenden, gepreßten, geradezu sich einfressenden Strichen einfach darauf abgesehen, daß jeder alles verknäuel sieht. Aber natürlich ist das ein Mann. Und raucht er eine dünne Brissago, so soll er vielleicht als »komisch« durchgehen. Doch spätestens jetzt bemerkt man die riesige Pranke mit Stummelfingern, die fast so groß ist wie der Kopf. Schlimmer noch: Sie kommt aus einem Arm, der wie ein dicker Fisch zur rechten Schulter führt, wo aber schon ein zweites, tatzig endendes Ärmchen krüppelig herabhängt. Was für ein Kadaver - möchte man sagen. Allerdings, er lebt, und das Gesicht ist an Auge und Mund mit dicken Strichen so zerkritztelt, daß es schreiend und starrend aussieht. Also ist das weder makaber noch komisch, sondern eine Groteske der Unförmigkeit. Karikiert wird da nichts; denn das »Ding«, das wie ein Gletscher aus Fleisch dahinrutscht, ist ein einziger Seufzer des Elends, das sich zurechtrückt. Von nun an ist der Sinn geweckt für das bemühte, gequetschte, widerhakige Gebaren der Zeichnung. Konturen sind das kaum, desto mehr aber Fanglinien, die zusammenholen, was auseinanderstieben will. Dieses Auseinander, das sich kaum fassen kann, hat Horst Antes, der Achtundzwanzigjährige, gezeichnet. Es läßt sich gewiß nicht als »expressiv« verstehen; eher ist es ein hingetastetes Linienbild der reinen Physis, die sich in der Welt nie ungeschoren findet, in engen Räumen unterkriechen muß, aber schließlich diese ganze Enge mitnimmt und sie zu ihrem Gewand macht - bis Antes, und da steht er jetzt, in den Gemälden daraus den Triumph seiner schweren, verkappeten, untersetzten Idolfiguren gewinnt.

Professor Dr. Carl Linfert

Ausstellungen

Kunstverein Braunschweig, Salve Hospes

15. November bis 20. Dezember 1964

Deutscher Holzschnitt im 20. Jahrhundert

6. Januar bis 14. Februar 1965

Georgio Morandi

Gemälde, Aquarelle, Druckgraphik

Giacomo Manzù,

Zeichnungen, Radierungen, Lithographien

Galerie Schmücking Braunschweig, Salve Hospes

Dezember 1964

Francisco Borés, Gouachen

Januar 1965

Marc Chagall, Lithographien

Februar 1965

Leherb,

Ein Wiener Surrealist

März, April 1965

Herbert Breiter,

Ein Salzburger Naturalist

Städtisches Museum Braunschweig

22. November 1964 bis 3. Januar 1965

Ausstellung des BBK

29. November 1964 bis Januar 1965

Richard Oelze,

Gemälde und Graphik

11. bis 21. Februar 1965

Fotoausstellung »Ravenna«

17. Februar bis März 1965

»Die goldene Kette«

Februar bis März 1965

Hans Hartung,

Das graphische Werk

Ausstellung mit der Galerie Schmücking

April bis Mai 1965

Venezolanische Maler

Kestner Gesellschaft Hannover, Warmbüchenstr.

15. Dezember 1964 bis 31. Januar 1965

Hap Grieshaber,

Holzschnitte

Paul Eliasberg,

Handzeichnungen, Radierungen

Kunstverein Hannover, Sophienstr.

22. November bis 23. Dezember 1964

Weihnachtsausstellungen

10. Januar bis 7. Februar 1965

Niedersächsische Kunstpreisträger

7. März bis 11. April 1965

126. Frühjahrsausstellung

Kritische Absätze zur Documenta 1964

Was waren die Ziele der Documenta III? Um sich nach der Festrede Werner Haftmanns zu richten, sollte sie »anschaulich Rechenschaft geben, wie sich Kunst im Wandel des Heute darstellt«.

Die Auswahl sollte sich nach dem Satz des heiligen Augustin richten: »Kunst ist das, was bedeutende Künstler machen«.

»Sie setzt auf die einzelne Persönlichkeit« fügte Haftmann dazu und wurde polemisch gegen die, »die für kollektive Arbeit plädieren und die innige Verbindung mit der industriellen Verwertungswelt und ihre entwickeltsten Arbeits- und Steuerungsverfahren in Automation und Kybernetik geradezu als die Quelle... künstlerischer Inspiration ansehen«.

Umsomehr mußte man staunen, als man in das Museum Fridericianum hineinkam. Ein ganzes Stockwerk, der Dachboden, trug den Titel »Licht und Bewegung«. Hier sah man Arbeiten der Gruppe »Zero« und der »Groupe de Recherche d'Art Visuel de Paris«, obwohl nicht von den entsprechenden Gruppen aus Italien und Jugoslawien. Dazu siedelten sich Künstler wie Tinguely, Soto, Schoeffer, Kramer und Haese. Kurzum, fast alle, die von der Haftmann'schen Rhetorik schlecht gemacht worden waren. Noch peinlicher: In einer äußerst konfusen und durch seine Konfusion zum Teil sehr toten Ausstellung, war dieser Teil lebendig und klar.

Woher dieser Widerspruch? Noch bei der abschließenden Beratung ist es Haftmann und dem Kunsthändler Heinz Stünke gelungen, die internationale »Neue Tendenz«, sowie die monochrome Malerei von und um den verstorbenen Yves Klein auszuschließen. Dann erschien der Maler Otto Piene im Fernsehen mit seinem vernichtenden Angriff auf die ganze Verwaltung der deutschen Kunst im In- und Ausland, einschließlich

bei der Documenta. Die Wirkung war so stark, daß sie es dem neuen Sekretär Dr. von Buttlar ermöglichte, mindestens einen Teil der »Neuen Tendenz« einzuladen. Haftmanns Rede aber war offensichtlich bereits geschrieben, und er änderte sie nicht.

Warum diese interne Geschichte so betonen? Weil sie ein Licht auf die ganze Documenta III wirft. Der Documenta-Rat besteht aus Kommunalpolitikern, Professoren, Museumsdirektoren und Kunsthistorikern. Unter ihnen allen gibt es nur zwei, die mit der täglichen Produktion der zeitgenössischen Kunst in Verbindung stehen. Der eine ist Professor Eduard Trier, der als Spezialist für Plastik fungierte, und der andere der Kunsthändler Heinz Stünke, der die Maler seiner Galerie alle gut placierte.

Die Documenta ist nicht das, wofür sie sich ausgibt. Sie ist keine »Handvoll Leute«, die in einer Welt der Institutionen eine großartige freie Auswahl treffen kann. Rein durch die Persönlichkeiten ihrer Organisatoren ist sie einfach ein Auswuchs der deutschen Museums- und Akademiewelt.

Die Auswahl der ausländischen Künstler bei der Documenta wird durch den internationalen Kunsthandel bestimmt. Einmal - wie Hans Platschek bemerkt hat - weil dieser die Bilder in seiner Gewalt hat und zweitens, weil die deutschen Organisatoren sich nicht auskennen. So wie bei den Ankäufen von fast jedem deutschen Museum. Die Auswahl der Deutschen dagegen spiegelt die Vendetta, die Intrigen und die Interessengemeinschaften wider, die Kunstwelt und Kunstpublizistik in Deutschland ausmachen. Und für beide ist es charakteristisch, daß die eigentliche Gegenwart, die junge Malergeneration, so gut wie ausgeschlossen ist. Das »reduction ad absurdum« in Kassel war wohl der Kathedralraum des Herrn Nay: der Provinzmalers auf Weltebene.

Man könnte meinen, trotz aller Entstellungen, daß die Documenta III eine informatorische Funktion erfüllt hat. Für die Ausstellung der Zeichnungen trifft dies ohne Frage zu. Nur - diese macht nicht nur Halt vor der jungen Generation, sondern überspringt die ganze neue amerikanische Schule, die für uns im Augenblick am wichtigsten erscheint. Infolgedessen, pace Dr. Haftmann, ist es schwer zu sehen, was sie mit dem Ziel der Documenta zu tun hat. So auch mit den Kabinetten in der Alten Galerie. Sie

ersetzen mehrere Besuche in nicht-deutschen Museen. Solche Légers, solche Klees, solche Giacommetti-Plastiken zu sehen, war an sich ein Erlebnis. Aber was war hier ihre Funktion?

Ihre tatsächliche Funktion sah man in der Wirkung der Alten Galerie gegenüber dem Fridericianum. Hier war alles mehr oder weniger ausgeleert durch die Zeit, räumlich adäquat gestellt, gut beleuchtet, übersehbar. Da war sie zufällig ausgewählt, chaotisch gehängt, in viel zu wenig Platz gedrängt und fast unmöglich zu sehen. Was konnte die Wirkung sein, als abwertend für die ganze zeitgenössische Malerei? Und dieses »Prinzip der Abwertung« war durch die ganze Ausstellung hineingearbeitet. Es gab sogar Beispiele, wie die von Yves Klein (in der Auswahl) und Emil Schumacher (in der Hängung), wo man bewußt Sabotage vermuten mußte.

Vor allem war die neue »Pop-Art« aus England und Amerika, die das Hauptinteresse für eine Ausstellung zeitgenössischer Kunst bilden mußte, so fragmentär ausgewählt und so zerstreut in der Hängung, daß jeder Eindruck mit Erfolg vermieden wurde.

Daß diese Entwertung bei der Plastik weniger erfolgreich war, lag wohl einerseits an der Materie, andererseits an der Auswahl von Eduard Trier. Die Ausstellung in der Orangerie ist zwar sagenhaft schlecht gestellt gewesen, und mit dem ganzen Auepark wirkte das Gedränge innerhalb der Trümmer besonders irre. Aber die einzelnen Entstellungen schienen eher Bekanntschaften oder Familienverbindungen, als einer allgemeinen Entwertung des Zeitgenössischen zu dienen. So wurde die weiße Seifen-Säule von Karl Hartung am Eingang als eine Hauptattraktion behandelt, und dagegen zwei Figuren von Laurens wie Säcke auf den Boden geworfen. Die viel zu kleinen Cimiottis wurden hinter einer Barrikade bedeutungsloser Dekoration aus der Hand von Professor Bodes ehrgeiziger Tochter Nele versteckt. Andererseits, die luftige Wirkung von Calder, Kricke, Rickey und Penalba auf der Parkseite und die geballte Kraft von sechs großen Moores in der Mitte fanden ihren Widerhall durch die ganze Ausstellung.

Was kann man abschließend von dieser merkwürdigen Ausstellung sagen? Viele schöne und interessante Sachen waren zu sehen, wenn oft schwer zu sehen. Daß aber die Wirkung reaktio-



**Jetzt erst recht: Kohlen!
Wohlige Wärme an kalten
Tagen mit Kohle von Kötz**

Kohlen-Kötz Bertramstraße 9 Helenenstraße 16 Fernruf 22033

Kötz 

när und antikünstlerisch sein mußte, scheint mir klar. Anstatt dem Publikum Leitfäden zu der zeitgenössischen Kunst zu geben, hat sie die Einwände dagegen scheinbar begründet. Daß die Art von »Fachleuten«, die der Documenta-Rat bemannt - einschließlich der »Handvoll« der Organisatoren - die Vergangenheit der Gegenwart vorzieht, ist selbstverständlich. Das berechtigt sie aber nicht, auf der Basis von öffentlichen Geldern das zu präsentieren, was sie im Grunde ablehnen. Und hier wird die Documenta selbst zum Symptom der augenblicklichen Situation der Verwaltung und Vertretung der zeitgenössischen Kunst in Deutschland (wie der deutschen Kunst im Ausland).

Daß die Documenta III das dramatisch sichtbar gemacht hat, ist vielleicht ihr größtes Verdienst.

John Anthony Thwaites

Und dann kamen die Bilder

Gespräch mit Professor Karl Bode über die Documenta III

omnibus: Herr Professor Bode, eines der umstrittensten Bilder ist Vedovas Berliner Tagebuch. Weshalb haben Sie Vedova dafür einen eigenen Raum gegeben?

Professor Bode: Weil Vedova das so wollte. Die Anregung ging von Vedova selber aus. Denn er hat ja damals in Venedig bei der Aufführung der Nono-Oper aus Sperrholz ausgeschnittene Inseln, die an Strippen hängen, als Bühnenbild benutzt. Und durch die Bewegung dieser Inseln durch die Strippen hat er auf einmal das Bild bewegt gesehen. Und da kam er auf die Idee: Warum muß ein Bild immer einen Rahmen haben? Warum muß es rechteckig sein? Warum kann es sich nicht selbst bewegen? Und er kam auf die Idee, an einer abgeschnittenen Ecke ein Scharnier anzubringen, also ganz primitiv, und das klappte dann nach unten.

Nun hat er sich vorgestellt, wie bei einer Bühne könnte man das in einen dunklen Raum stellen und beleuchten.

Das ganze ist ein Versuch: bewegtes Bild im Raum. Und dann liegt es allerdings in der Nähe von Bühnendekoration. Die Anregung ist von der Bühne ausgegangen. Und bei dieser großen dynamischen Geste, die er hatte, in sich hatte, hat er immer den Rahmen überzogen, wie bei Pollock.

Und insofern ist auch dieser Versuch interessant zu beobachten. Denn hier geht es uns ja darum, anzuregen, aufzureißen und zur Diskussion zu stellen.

omnibus: Sie haben mit der Documenta versucht, ausstellungstechnisch vor allem das Problem Bild im Raum zu lösen. Dazu gehört auch das Experiment mit Ernst Wilhelm Nay. Wie ist es dazu gekommen? Hat Nay Ihnen diese drei Bilder angeboten?

Professor Bode: Ich bin der Meinung, daß Bilder einen Ort haben müssen. Denn ohne Ort sind sie heimatlos. Ein Museum ist aber nur ein notdürftiger Ort. Die Bilder hängen im Museum im alten Sinne wie im Magazin nebeneinander aber meistens ohne geistige Verbindung. Früher hatten die Bilder einen echten Ort, denken Sie an den griechischen Tempel oder die Ägypter. Und heute, wir sehen es ja, werden die Tafelbilder wieder größer, und sie drängen wieder dahin, an einen echten Ort zu kommen. Man kann die Bilder kaum noch verschicken. Sie sehen allein bei den kleinen Nay-Bildern, daß sie sich gegenseitig schlagen. Ich hab dem Nay gesagt: »Mit sechs Bildern kannst Du Dich eigentlich gar nicht zeigen, da gehören drei oder vier hin«. Aber die Künstler, und da mache ich ihm gar keinen Vorwurf, sind so gewöhnt in Zahlen zu denken. Ich meine das nicht, das ist nur eine Frage des Handels. Eigentlich brauchen wir doch von einem Künstler nur einen Raum, bei Sam Francis sehen wir es ein wenig. Und wenn Sie nach München kommen und sehen die Apostel von Dürer, dann stehen die doch eigentlich für den ganzen Dürer. Nichts brauchen Sie mehr zu kennen als diesen einzigen Dürer. Und wenn Sie nach Kassel kommen, brauchen Sie nur den Jacobssegen zu sehen, aber dieses Bild müßte ein eigenes Kabinett haben, man muß sich konzentrieren können, man muß das Gefühl eines wirklich erhabenen Raums haben. Denn es löst sich ja vom Kirchenraum ab, aber es ist kein Wohnraum. Man konfrontiert sich in einer gewissen Einsamkeit mit dem andern. Und das war der erste Versuch in dem Sam-Francis-Raum. Wir haben diese Bilder aus dem Treppenhaus in Basel, für das sie gemalt waren, herausgenommen und ihnen einen eigenen Raum gegeben. Es scheint notwendig zu sein zu sagen, daß man Bildern, die zufällig in einem anderen Raum hingen, nachträglich einen echten Raum geben kann.

Und von diesem herkommend, haben wir Nay eines Abends im Gespräch gesagt: »Du könntest doch eigentlich mal größere Bilder malen«. Ich versuchte ihm klar zu machen: »Mal doch mal ein Tryptichon, aber nicht so, denn dann kommt wieder das übliche Gehen, und man muß so vorbeigehen und sich drehn«. Und in diesem Moment kam mir die Idee, das war eine Erfindung, wie sie so spontan oft kommt: »Stell Dir vor, Du malst drei Bilder, 4 x 4 m, also quadratisch«. Ja, das könne er sich vorstellen. Und dann haben wir uns überlegt, wie die Bilder, die ja hoch nacheinander hängen sollten, sein müßten: »Das erste Bild muß, weil es am höchsten uns entgegenkommt, schwebend, wahrscheinlich blau sein«. Da sagte er: »Ja«. - »Und da hinten das letzte Bild muß doch wahrscheinlich starkes Rot sein«. Und er malte noch dazu immer diese Klänge: rot und blau und ocker. Und damit er die Sicherheit bekam, sich gehn zu lassen, sagte ich ihm: »Wenn das schief geht, hast Du auf jeden Fall Dein Kabinett«.

Und dann kamen die Bilder, und wir haben den Raum gebaut und die Bilder hochgezogen, und so hängt es.

Und eins scheint mir, man kann also schimpfen und sagen, es wäre ein langer Gang, und warum denn Nay, dekorativ, das ist alles wieder uninteressant. An ein paar Punkten haben viele Menschen begriffen, daß da etwas Neues beginnt, wenn Sie wollen, eine Konfrontation des Menschen mit einer einsamen Situation.

omnibus: Sie sprengen ja damit die Idee des herkömmlichen Museums. Wollen Sie überhaupt ein Museum?

Professor Bode: Ja, wir wollen das Neue Museum. Das Wort Museum ist ja ein großartiges Wort. Aber warum ist es denn entleert worden? Weil das 19. Jahrhundert daraus Magazine gemacht hat. Und Kirchen sind nicht mehr da, Wohnhäuser sind kaum noch möglich für die großen Bilder. Ich glaube an das begehbare offene Parkmuseum mit Pavillons. Neue Architektur, flexibel aneinandergebaut, neue Magazinräume, aber keine Hallen. Man muß allein sein können.

omnibus: Sie stellen nichts aus dem Ostblock aus. Haben Sie sich nicht darum bemüht, oder woran liegt das?

Professor Bode: Wir kriegen die ja gar nicht, das heißt, es gibt gar keine, die etwas Vernünftiges, nach unserer Meinung, machen. Wir wollen die nächste Ausstellung etwa so nennen: Das Unbekannte aus dem Osten etwa bis China und Japan und Indien und bis zur Ostzone, nennen wirs mal DDR. Dazu kommt weiter Bild im Raum und Architektur, gebaute Architektur, weil wir einen Wettbewerb unter der Jugend der Welt und den großen Meistern veranstalten wollen. Wir wollen vielleicht 24 Häuser bauen im Sinne des: Wie könnte man bauen, wenn man könnte.

Weit weg von der Opernform

schlechtberatener Inszenierungen mit stilfremden Instrumentaleffekten ist der Mißbrauch der elektronischen Musik für vorwiegend transzendente Wirkungswünsche. Gerade das elektronische Material braucht die ordnende Hand eines Komponisten, um zur künstlerischen Ingredienz für ein Bühnenwerk zu werden, um nicht nur einer oberflächlichen Regiearbeit einen billigen Effekt beizufügen. Der vielzitierte Einwand, daß bei einer Theatermusik mit hoher künstlerischer Substanz der Schauspieler vergeblich gegen die Musik anspielt oder daß der Zuschauer dem höheren künstlerischen Wert primär Beachtung schenkt - also über gewisse auskomponierte Klangkonstellationen dem Text nicht folgt - erhärtet die Forderung nach sparsamer Dosierung einer Bühnenmusik. Dann kann sie niemals zu gut sein, um dem allgemeinen Ziel - auch dem des Schauspiels - näher zu kommen; dem Zusammenwirken aller künstlerischen Kräfte an einer einzigen Sache, die sich mitunter schlecht-hin selber Kunst nennen darf. Dieter Schönbach



FDP

Wir brauchen in Braunschweig ein neues Kulturzentrum. Rund um das Neustadt-Rathaus bietet sich dafür eine Gelegenheit. Denn alle Gegebenheiten, die für das Blühen kulturellen Lebens erforderlich sind, wären vorhanden:

Ausstellungs- und Konzerträume, die nahe Öffentliche Bücherei, der richtige Platz für die Volkshochschule. Die Freie Demokratische Partei drängt darauf.



herman miller collection
bofinger produktion
kollektioe vitsoe und zapf

loeser

internationaler wohnbedarf
braunschweig
gördelingerstraße 47 ruf 40043

Das ist einmalig in Braunschweigs Nachkriegsbaugeschichte

Daß Städtebau in Braunschweig eine heißumstrittene und mit Vehemenz betriebene Sache ist, wissen wir von den Auseinandersetzungen um Schloß und Stadthalle. Seit über einem Jahr gibt es nun ein neues Streitobjekt: Das sogenannte Hochhaus am Hagenmarkt Ecke Hagenbrücke.

Schnell ergaben sich neben den städtebaulichen eine Reihe schwerwiegender Rechtsfragen. Daß verschiedenste Gruppen und Interessen über der Befassung des Planes kollidierten, nimmt daher nicht wunder.

Es haben sich aber einige erstaunliche Dinge zugetragen, die über den bisherigen Rahmen der Auseinandersetzungen hinauszugehen scheinen. In den Worten des Rats Herrn Hafkemeyer: »Das ist einmalig in Braunschweigs Nachkriegsbaugeschichte!« deutet sich dies an.

Was ist passiert? Der Planungsausschuß der Stadt hatte dem Projekt einstimmig zugestimmt. Später jedoch, als die Angelegenheit vor dem Plenum des Rates zur Sprache kam, meldete die CDU-Fraktion Bedenken an. Dieses Verhalten wurde von Vertretern der SPD kritisiert. Dazu CDU-Rats Herr Hafkemeyer: »Der Wechsel unserer Haltung ist darauf zurückzuführen, daß wir von der Verwaltung vor der Sitzung des Planungsausschusses vorsätzlich und bewußt falsch unterrichtet worden sind«.

Die CDU wandte sich in erster Linie gegen die fragwürdige Rechtssituation. Denn 1952 war eine einheitliche viergeschossige Hagenmarktbebauung vom Rat beschlossen worden. Nun soll dieser Grundsatz gebrochen werden, weil die Stadt einen »genehmen Bauherrn« (so Rats Herr Hafkemeyer) gefunden hat.

Dazu Rats Herr Hafkemeyer weiter: »Zu dem umstrittenen Platz wurden schon früher Vorfragen bei der Stadt gestellt, ob man darauf eventuell höher bauen dürfe. Die Stadt lehnte ab«.

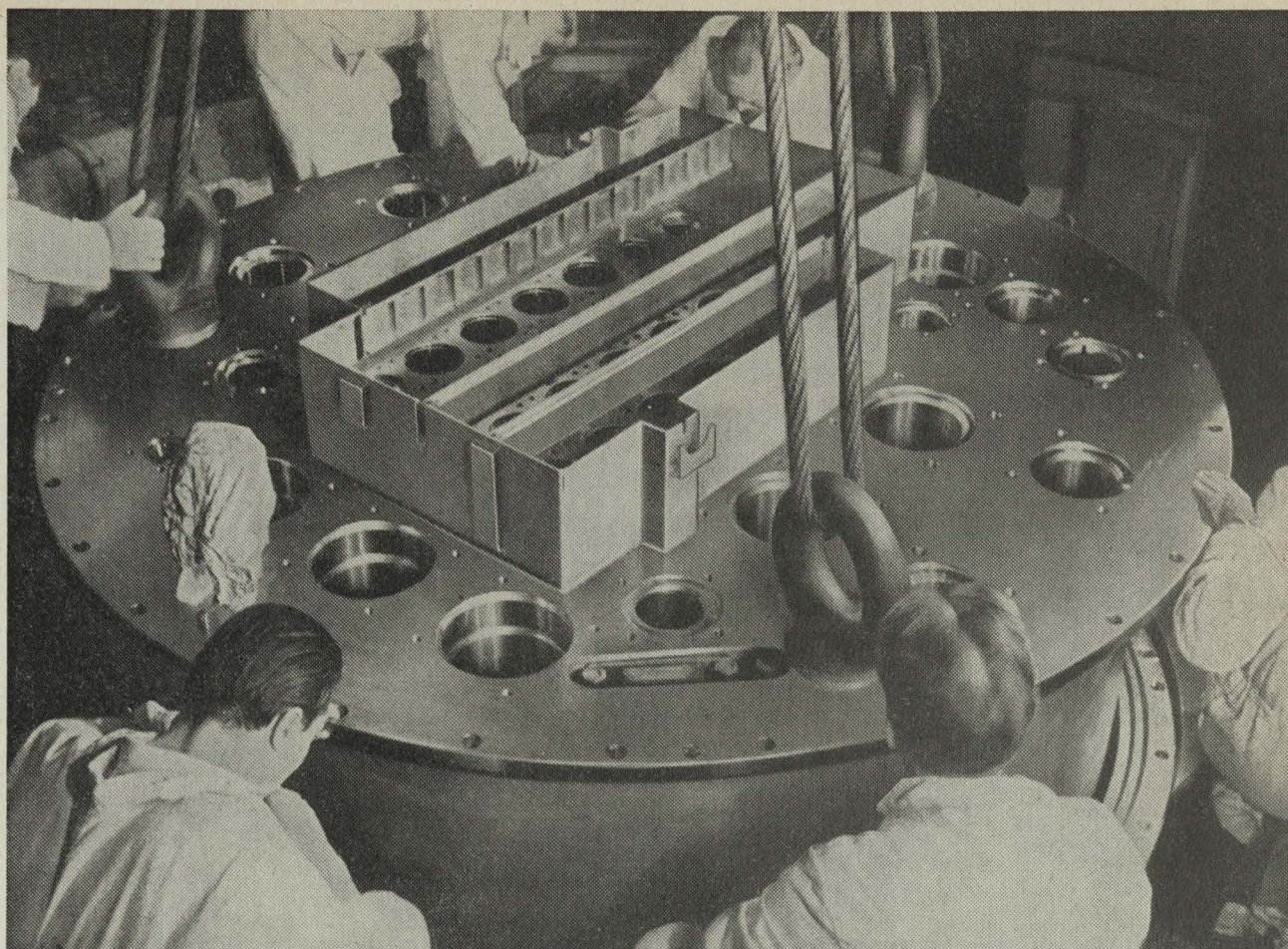
Neben der Rechts- erschien aber auch die Städtebaufrage im Zentrum der Auseinandersetzungen. In diesem Zusammenhang waren es vor allem die Kirche, der Landeskonservator, der Werkbund und Einzelpersonlichkeiten wie z. B. Professor Georg Eckert, die das Projekt ablehnten.

Man argumentierte, daß durch den Bau die Westfassade der Katharinenkirche sehr beeinträchtigt würde.

Eine besondere Note erhielt der Streit schließlich durch eine wohl nach Berliner Muster volkstümlich gemeinte Benennung des Baus. So sprach BZ-Redakteur Krause von einem »überdimensionalen Zahnstocher« und Pastor Stange von einem »hohlen Zahn gegenüber der Kirche«.

Inzwischen ist das von dem Hamburger Architekten Guckel, einem Schüler Eiermanns, neungeschossig geplante Projekt von der Mehrheit des Rates beschlossen. Die Aufsichtsbehörde beim Verwaltungspräsidenten hat jedoch nach Rücksprache mit dem niedersächsischen Sozialminister nur eine siebengeschossige Bebauung genehmigt.

Die Stadt ist nicht damit einverstanden, weil sie - wie uns scheint mit Recht - nicht einsehen kann, daß eine siebengeschossige Lösung vertretbar ist und einer neungeschossigen Lösung »schwerwiegende öffentliche Belange entgegenste-



Aluminiumtanktopschild
für einen Reaktor
in Montage bei Krupp

**Vielseitig und interessant
wie die Arbeitsbereiche bei Krupp
sind die beruflichen Möglichkeiten
für junge Mitarbeiter
– sie können an Aufgaben der
Forschung, Planung oder Fertigung
mitwirken.**

Aus der Vielfalt der Erzeugnisse des Krupp-Konzerns:

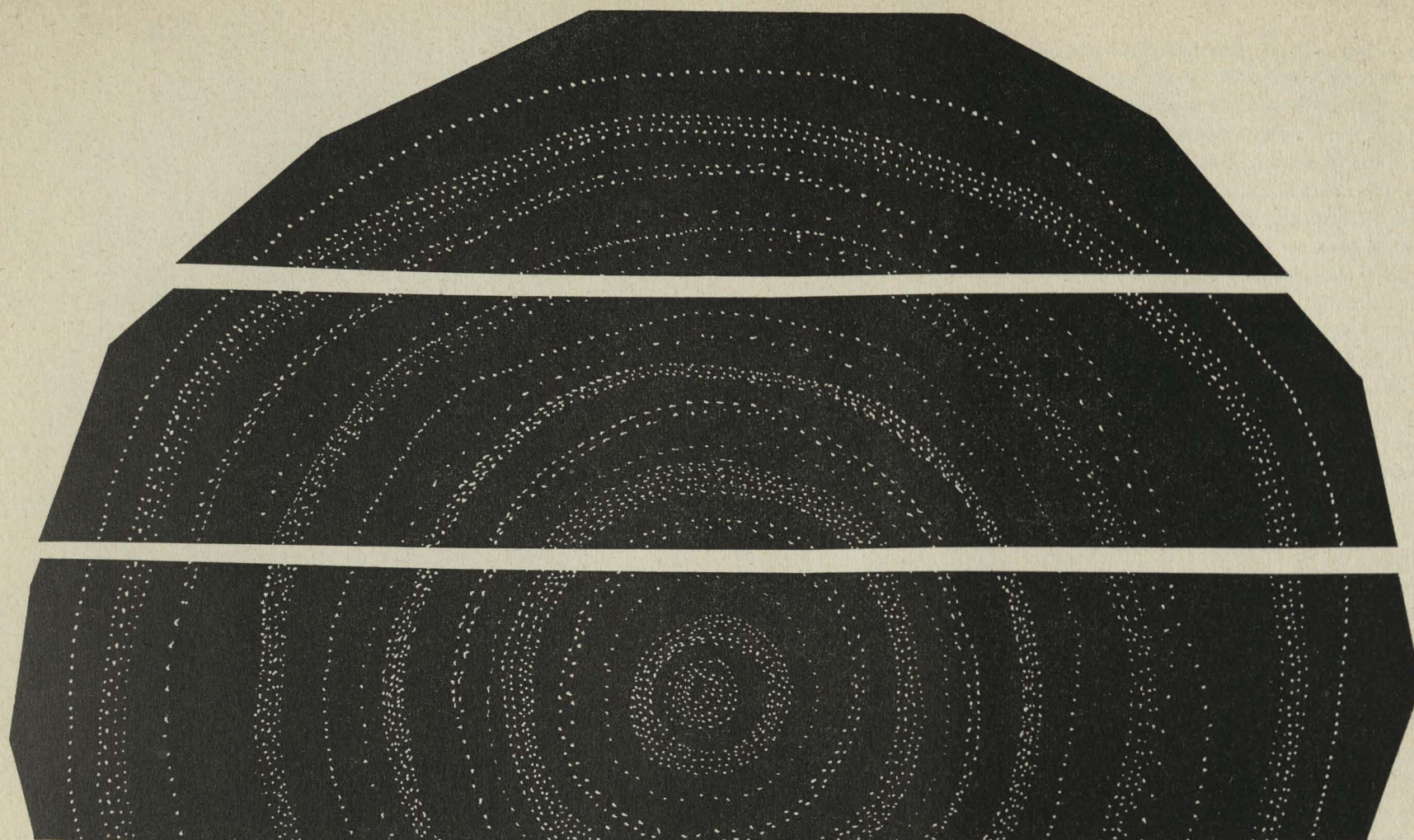
Industrieanlagen, Apparate und Behälter, Maschinen und Werkzeuge, Guß- und Schmiedestücke, Lokomotiven, Lastkraftwagen, Schiffe und Flugzeuge, Transport-, Hebe- und Förderanlagen, Stahl-, Stahlhoch- und Stahlwasserbauten, Hoch-, Tief- und Straßenbauten. Rund 3000 Suchwörter enthält das Verzeichnis der Lieferungen und Leistungen.

Junge Mitarbeiter haben in unseren Forschungsanstalten, Konstruktionsbüros und Fertigungsstätten Gelegenheit zu einer weitreichenden beruflichen Entwicklung.

Über Einzelheiten informiert gern die Abteilung Personalplanung in der Konzernleitung der Firma

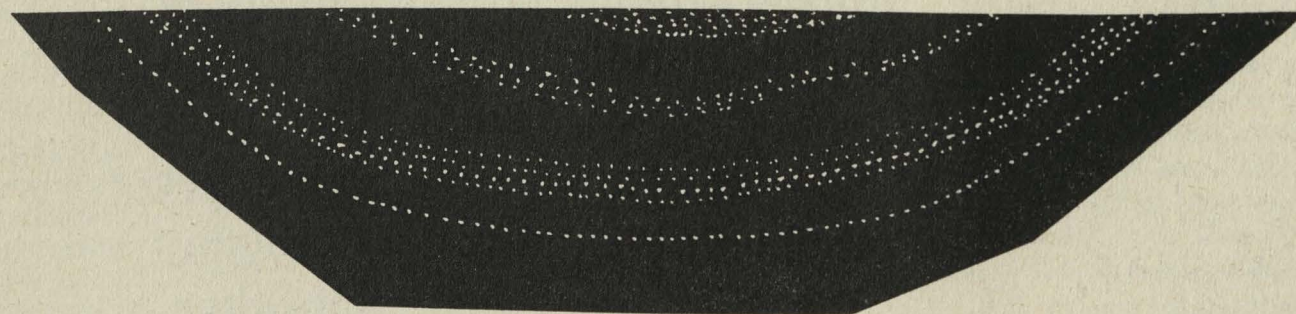


FRIED. KRUPP ESSEN



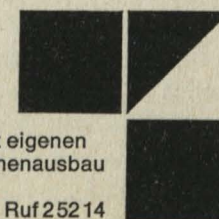
Holz bleibt ein zeitloser Werkstoff. Möbel aus Holz, wohnlich, praktisch und stets individuell in den Oberflächen: jedes Stück noch Natur - solche Möbel führen wir.* Mit sicherem Urteil, durch lange Meistererfahrung im eigenen Möbelbau geschult, wählten wir verantwortungsvoll aus vielfältigen Möbelprogrammen: Möbel für Sie.

* u. a. eine reiche Auswahl an skandinavischen Möbelformen



Möbel Koch

Das Einrichtungshaus mit eigenen
Werkstätten für feinen Innenausbau
3300 Braunschweig
Gördelingerstraße 38/40 Ruf 252 14



Galerie Schmücking

Braunschweig
Lessingplatz 12
Salve Hospes
Ruf 2 24 60

hen«. Wird es einen langwierigen Verwaltungsstreit geben? Bauherr Schintzel ist optimistisch: »Wir beginnen mit dem Bau im Frühjahr 1965«.

Es ist damit zu rechnen, daß über kurz oder lang eine abschließende Entscheidung vorliegt, und es wäre müßig noch darüber zu schreiben, wenn dieses Projekt nicht gleichzeitig eine Reihe schwerwiegender und symptomatischer Fragen aus mitbetroffenen Bereichen aufwürfe.

Zunächst ist als Folge der 1952 beschlossenen Bebauungsplanung des Hagenmarktes dort ein Abstellplatz mit einer tristen und geschmacklosen Umbauung entstanden, die z. T. wieder abgerissen werden muß. Will man diesen Zustand ändern und den Markt wieder zu einem Platz für Menschen machen, muß man sicherlich neue Wege gehen. Das bedeutet, daß man sich auch einmal über die Grenzen von 1952 hinwegsetzen muß, auch in Bezug auf die Rechtssituation. Und das bedeutet weiter, daß im Zusammenhang mit dem umfassenden Bebauungsplan jede konkrete Situation neu erörtert wird - unter Hinzuziehen des Architekten.

Und gerade im Zusammenhang mit der (Verkehrs-) Planung für dieses Gebiet bietet das Eckhaus eine gute Lösung. Es faßt die 50 m breit geplante Hagenbrücke ein und schützt so den »Markt« vor unkontrollierbarem Auslaufen nach Westen. Außerdem beeinträchtigt es die Kirche kaum, weil es zu niedrig (27 : 75 m Höhe) und zu weit entfernt ist (102 m). Im Gegenteil, es wird als zeitgenössischer Baubetrag in Korrespondenz mit St. Katharinen treten.

Ob der Platz in seinen jetzigen Dimensionen überhaupt wieder zum lebendigen Freiraum werden kann, muß darüberhinaus bezweifelt werden. Professor Kraemer äußerte dazu einen interessanten Vorschlag: Wenn man aus Café Wagner einen bohlwegbreiten, niedrigen Trakt bis auf die Höhe der Katharinenkirche herausziehen würde - unter diesen Baukörper könnte man gleichzeitig die Bushaltestellen verstecken - zweiteilte man den Platz und könnte eine neue und bessere Dimensionierung erreichen, ohne, daß die Fassade und die Türme verdeckt würden.

Aber noch etwas - niemand der Befragten sprach darüber: Der Hagenmarkt soll eine große Verkehrsdrehscheibe werden, im Zusammenhang mit der Kerntangentenplanung und den Eckpunkten wie Radeklint und Kennedyplatz. Was wird dabei eigentlich aus dem Fußgänger? Wird er überhaupt noch in irgendeiner Weise angeregt, diese Schwelle (klassisches Beispiel: Radeklint) zu überschreiten? Kirchgänger sind auch Fußgänger! Und Zebrastreifen sind zwar akkurat, aber sie reglementieren - den Stadtbummel!

10 000 Parkplätze sollen an den Kerntangenten geschaffen werden, der tertiäre Bereich ist im Vormarsch (hier eine neue Bank usw.) und unsere Stadt ist nur noch lebendiges Zentrum im Bereich der Geschäftszeiten. Es scheint höchste Zeit, die so herrlich meß- und planbaren Verkehrsprobleme unter dem Gesichtspunkt des Erreichens einer kommunikatonsfreundlichen, urbanen City zu sehen.

Ein Terrassencafé in das achte Geschoß des Eckhauses zu legen, wie es der Vorsitzende des Planungsausschusses vorschlägt, wäre eine Maßnahme, die uns um einen charmananten Platz bereicherte - von dem man sogar die meisten großen Kirchen sehen könnte.

Werner Steffens

Ein Fleck, irgendeiner, irgendwann, irgendwo.

Weg ist der Fleck. Alles sauber, alles gepflegt.

Denn Holl reinigt vieles (in und an Gebäuden).

Otto Holl KG
Gebäudereinigung Braunschweig
Kuhstraße 10 · Ruf 281 80
Niederlassung Gifhorn
Hauptstraße 4 · Ruf 2020

CDU

CDU

Freiheit - wozu? Unsere Antwort:
Damit wir und die, die nach uns
kommen, weder unter Menschen,
noch Dinge, noch Notwendigkeiten
geknechtet werden, sondern
menschlich leben können.
Das aber heißt: Der Bestimmung
folgen zu können, der wir glauben.



Köhler und Lippmann Braunschweig

Madamenweg 184 Ruf 21029

Klischees Retuschen Farbätzungen

***Im demokratischen Staat stehen alle
gesellschaftlichen Kräfte im Wettbewerb
um die Durchsetzung ihrer Ideen.***

***Demokratie setzt Gemeinsamkeit voraus.
Darum ist die Berücksichtigung
der Interessen aller notwendig.***

***Verantwortungsbewußte Wissenschaftler,
weitblickende Politiker und
einsichtige Männer der Kirchen
erkennen immer mehr, daß die Anhäufung
finanzieller Machtmittel in den Händen
weniger eine ständige Bedrohung
der Freiheit der Menschen unserer Zeit
bedeutet. Sie fordern deshalb
Gerechtigkeit in der Wirtschaft, damit die
Würde des Menschen geachtet wird.***

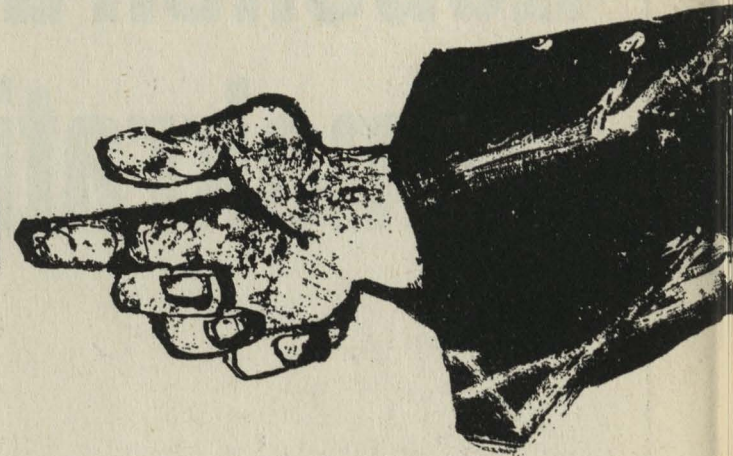
***Das ist auch das Anliegen der
Industriegewerkschaft***

Metall

**Erziehung und Ausbildung sind
Lebensfragen der freiheitlichen
Demokratie.**

**Die Sozialdemokratische Partei
Deutschlands sieht darum in der
Bildungspolitik die wichtigste
Gemeinschaftsaufgabe unseres
Volkes.**

Die Konfirmation



Das Gewissen (soweit in dieser Verbindung davon die Rede sein kann), das Gewissen scheint der »Christenheit« geschlagen zu haben, daß das doch gar zu toll sei, ein rein bestialischer Unsinn, auf diese Weise ein Christ zu werden: Indem man als Kind durch einen Staatsbeamten ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf bekommt und die Familie zur Feier dieser Feierlichkeit eine Gesellschaft, ein Gastmahl arrangiert.

Das geht doch nicht, hat die »Christenheit« gemeint; es muß doch auch zum Ausdruck kommen, daß der Getaufte *persönlich* das Taufgelübde übernimmt.

Darum die Konfirmation, eine herrliche Erfindung, wenn man ein Doppeltes annimmt: Daß der Gottesdienst darauf ausgeht, Gott für Narren zu halten, und daß er hauptsächlich Anlaß zu Familienfeiern geben soll, zu Gesellschaften, einem fröhlichen Abend, einer Gasterei, die sich dann von anderen Gastereien dadurch unterscheidet, daß sie »zugleich« (wie raffiniert!) religiöse Bedeutung hat. »Das zarte Kind«, sagt die Christenheit, »kann ja das Taufgelübde nicht persönlich übernehmen, dazu gehört eine wirkliche Persönlichkeit«. So hat man denn (ist das genial oder sinnreich?) das Alter zwischen 14 und 15 Jahren, das Knabenalter, dazu gewählt. Diese wirkliche Person, da ist gar nichts im Weg, ist Manns genug, das für das Kindlein abgelegte Taufgelübde persönlich zu übernehmen. Ein Junge mit 15 Jahren! Handelte es sich um zehn Taler, so würde der Vater sagen: »Nein, mein Junge, das kann man

dir nicht überlassen, dafür bist du hinter den Ohren noch nicht trocken genug«. Wo es sich aber um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Persönlichkeit hergehört, welche die Verpflichtung des Kindleins (die doch eigentlich nicht ernst gemeint sein konnte) durch ein Gelöbnis mit persönlichem Ernst übernimmt: Da ist das Alter von 15 Jahren das passendste.

Das passendste, ja freilich, wenn der Gottesdienst, wie schon bemerkt, ein Doppeltes beabsichtigt: Gott auf eine (kann man das so heißen?) feine Manier für Narren zu halten und geschmackvolle Familienfeste zu veranlassen. Dann paßt es trefflich, wie alles bei dieser Gelegenheit, auch das hergebrachte Evangelium des Tages, das bekanntlich mit den Worten beginnt: »Da die Türen verschlossen waren« (Joh. 20, 19–23) und das paßt ja besonders auf einen Konfirmationstag: Es ist eine wahre Erbauung, wenn man es am Konfirmationstage von einem Geistlichen verlesen hört. Die Konfirmation ist, wie man leicht sieht, ein weit tieferer Unsinn als die Kindertaufe, eben weil die Konfirmation als Ergänzung des bei der Taufe noch Fehlenden eine wirkliche Persönlichkeit erfordert, die mit klarem Bewußtsein ein Gelübde, das über die ewige Seligkeit entscheidet, übernehmen kann. Dagegen ist dieser Unsinn in anderer Hinsicht schlau genug im Interesse der egoistischen Geistlichkeit erfunden, die sehr wohl versteht, daß manche später vielleicht zu viel Charakter hätten, um nur zum Schein Christen sein zu wollen, wenn die Entscheidung in Sachen

Religion (was allein christlich und allein vernünftig ist) dem reifen Mannesalter vorbehalten wäre. Darum sucht der »Pfarrer« sich der Menschen im zarten, jugendlichen Alter zu bemächtigen, damit sie dann im reiferen Alter die Schwierigkeit haben, mit einer »heiligen« Verpflichtung, die freilich schon dem Knaben auferlegt wurde, manchem aber doch vielleicht noch eine abergläubische Scheu einflößt, zu brechen. Darum bemächtigt sich die Geistlichkeit der Kindlein, der Knaben, nimmt ihnen heilige Gelübde ab usw. Und was der »Pfarrer«, der Mann Gottes, tut, das ist ja eine fromme Tat, sonst könnte vielleicht die Analogie fordern, daß neben das Polizeiverbot an die Konditoreien, an Knaben etwas auszuschänken, ein Verbot träte, Knaben feierliche Gelöbnisse, eine ewige Seligkeit betreffend, abzunehmen; daß also den Geistlichen, weil die selbst meineidig sind, deshalb doch nicht gestattet sein sollte, zum Trost für sie selbst ein möglichst großes *commune naufragium* herbeizuführen, d. h. die ganze Gesellschaft meineidig zu machen. Die Konfirmation ist also an sich selbst schon ein weit tieferer Unsinn als die Kindertaufe. Um aber der Konfirmation ganz sicher und auf alle Weise den ihrer Idee entgegengesetzten Charakter zu geben, hat man diese Handlung mit allem möglichen Endlichen und Weltlichen in Verbindung gebracht, so daß sie eigentlich die Bedeutung eines Attestes gewinnt, das der Geistliche ausstellt und ohne das der Knabe oder das Mädchen in diesem Leben gar nicht ankommen kann.



Das ganze ist Komödie, und vielleicht könnte man, um dieser Feierlichkeit noch mehr dramatische Illusion zu geben, noch manches tun, z. B. verbieten, daß sich einer, weil das für eine wirkliche Persönlichkeit sich nicht paßt, in einer bloßen Jacke confirmieren lasse; oder könnte man verordnen, daß die männlichen Konfirmanden in der Kirche mit Bart zu erscheinen haben, der abends bei der Familienfeier natürlich in Wegfall kommen könnte oder vielleicht zu allershand Jux und Narretei diene.

Was ich schreibe, ist nicht ein Angriff auf die Gemeinde: Sie ist irregeleitet, und man kann es ihr nicht verdenken, daß sie, sich selbst überlassen und dadurch betrogen, daß die Pfarrer auf das Neue Testament vereidigt sind, die beste Meinung von der Art Gottesdienst hegt. Das ist ja nur menschlich. Wehe aber den Geistlichen, wehe ihnen, diesen vereidigten Lügner! Ich weiß wohl, es hat Religionsspötter gegeben. Ja, was hätten sie nicht alles gegeben, um zu vermögen, was ich vermag; aber es glückte ihnen nicht, denn Gott war nicht mit ihnen.

Anders bei mir: Ursprünglich den Geistlichen so wohlgesinnt wie selten jemand, just ihnen zu helfen bereit, haben sie mich selbst zum Gegenteil getrieben. Und mit mir ist der Allmächtige; und er weiß am besten, wie man schlagen muß, daß es empfunden wird, daß das Gelächter, unter Furcht und Zittern hervorgehockt, die Geißel sein muß. Dazu werde ich gebraucht.

Sören Kierkegaard



Nietzsche

Böll

Humboldt

Strauß

Goethe

Marx

...omnibus wird aktiv

omnibus hat eine Feststellung gemacht: Jung gefreit, oft gereut. omnibus hat einen Eid geleistet: Er ist mit allen verfügbaren Mitteln dagegen. Im Zeitalter der Massenkommunikationsmittel hat omnibus, eine Zeitschrift übrigens, deren Herausgeber klug genug sind, nicht zu behaupten, daß ihre Herausgeber für alle Zeiten kluge Köpfe sind, hat omnibus nur das eine Mittel verfügbar, seine Leser und die vielzu geringe Zahl seiner hochgeschätzten Abonnenten dazu aufzufordern, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen und auch mit allen verfügbaren Mitteln dagegen zu sein. Wenn omnibus aber, eine Zeitschrift hinter der, wie gesagt wahrscheinlich nicht immer nur kluge Köpfe stecken werden, nur ein Mittel verfügbar hat, dann verlangt er von seinen Feinden und Freunden, und besonders von ersteren natürlich nicht, daß sie überhaupt ein Mittel verfügbar haben. Das aber läßt omnibus nicht als Entschuldigung gelten, sondern schlägt ihnen als Mittel den Brief vor, nur einen in jedem Fall, schwarz auf weißem Bütten und wenn irgend möglich, in feierliches Sytterlin getaucht, den Brief im Sinne unserer Altvorderen, den Brief in unserer schreibenreichen aber briefarmen Zeit.

Sie sollten übrigens mehr von Wilhelm von Humboldt lesen, z. B. seine Briefe, als über ihn zu reden oder zu freien! Da omnibus nicht von Ihnen erwartet, daß Sie vor oder neben dem Sprechen über Humboldt noch Zeit dafür finden, ihn zu lesen und sich an ihm zu schulen, geht er sogar soweit, Ihnen ein Muster für einen Brief zu reichen, an das Sie sich klammern mögen. Nicht weil omnibus Sie unterschätzt, liebe Feinde, sondern weil er Ihnen hilfreich sein will.

Treten Sie mit Ihrem omnibus aus der Reserve heraus! Nehmen Sie das Joch auf sich, Verantwortung zu tragen, und das Zyankaliröhrchen prophylaktisch in den Mund, denn es ist unmodern geworden, »ohne mich« zu sein. Ihrer Tat für die Demokratie, für unseren Staat und seine Gesellschaft wird die Untat auf dem Fuße folgen, an Ihnen verübt, von

dem, der mit dem »alea jacta sunt« den Main überschreitend die res publica für sich usurpiert. Sei's drum, denn mit Ihnen ist das Zyankali und hätten Sie Götter zu Feinden, selbst diese müßten sich beeilen.

Übervölkerung ließ schon einmal den Diktator jauchzen, Sie aber sind für Demokratie, für Frieden und begrenzten Volkszuwachs. Daher ergreifen Sie Partei gegen die junge Ehe und schreiben Ihrem angeschlagenen Freund als letzte Warnung:

Lieber Hans-Dieter, Du altes Scheusal! Was höre ich? Du hast Dich einfangen lassen? Das darf doch nicht wahr sein! Weißt Du denn, was Du aufgibst? Liest Du keine Zeitung, mein Junge? Du wüßtest dann, daß Du das aufgibst, was unsere ganze abendländische Kultur in den letzten zweieinhalb Jahrtausenden mit unnachahmlicher Zielstrebigkeit und teutonischem Fleiß erkämpft hat, was in unserer Zeit dank unserer abendlandbewußten und abendlandaktiven Regierung, und mit Hilfe unserer treuen Verbündeten bei uns nun endlich verwirklicht ist. Du wüßtest, daß Du von Dir aus aufgibst, was die bösen Russen und Chinesen uns mit allen Mitteln entreißen wollen. Keine Vorleistungen! Eile in die Wehr und übe den Eigennestbeschutzern zum Trotz mit der Waffe in der Hand die deutsch-markig-wehrhafte Sprache und Verhaltensnorm. Sie nur allein ist die rechte Trutz zur Verteidigung Deiner Freiheit. Bitte, bitte, nur über Deine Leiche Deine Freiheit, es sei denn Du handelst dagegen unsere Ostgebiete einschließlich des Sudetenlandes ein! Ich beschäftige mich derweil damit, unseren Verkehr zu reglementieren.

Ahnst Du, was es bedeutet, verheiratet zu sein? Weißt Du, was der alte Herr Nietzsche gelegentlich über die Damenwelt zu sagen wußte? Bist Du Goethes Freierspuren gefolgt? Ist Dir bewußt, daß sich Marx, Karl Marx, der erste bolschewikische Intellektuelle deutscher Nation, von seiner Braut vor den Traualtar zwingen ließ, und daß der solide

deutsche Freigeist und Theologe David Friedrich Strauß sich unter dem wütend geschwungenen Zepter seiner Frau in die Konfirmation schwäbischen Ritus seiner Kinder schickte?

Ich befürchte, Du beantwortest alle diese meine Fragen mit einem runden Nein, was mir anzeigt, daß Dein Vorhaben mit sträflichem Leichtsinne gepaart ist! Oh Freund, denk an Europa und mit welch süßen Melodien Marianne versucht, Michel vom rechten Wege abzuziehen. Prüfe daran, welche Suada es ist, die Dich den letzten Schritt zu tun verlockt!

Mißtrauisch bin ich, wenn ich höre, wie Du die Qualitäten Deines Liebchens lobst. Schön sei sie, gesund und sportlich, klug! Wo bleibt vermögend, Freund, wo steht es, in Deinem Brief, den Du mir kürzlich schriebst?

Sieh sie Dir an, die Ehen, die man im Lande rings als glückliche anpreist: Miese Säge verbindet sich mit edlem Mann zu häßlich Tisch und garstig Bett und strotzend reich, glatzköpfiger Edelmann gewinnt die wunderbarste Hohe Frau. Geh in Dich Freund, erkenne an, daß das die einzige Grundlage der Ehe sei, wenn Du beim ersten Blick durchschaust, den Du der kommenden Gemahlin schenkst, was Dir Dein ganzes Leben wird vergällen, und Du nicht mehr durch böse Überraschung in dunkler Zukunft übermannt kannst werden. Denn nie wird es der Schwarm der frühen Jahre sein, - um Heinrich Böll hier zu zitieren, der auch nur dieses Thema meint, wenn er die Ansichten des Clowns vorbringt -, der einer Ehe Glück und Wert verleiht.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und Du siehst sicherlich nun ein, daß jene Vielzahl weiser Leute, die sich bemühen, Bescheidenheit im Freien zu beweisen - sie zögern nicht, mit ihren Ehefrauen Theaterplätze anzufüllen - daß jene Leute niemals sehen, was lediglich vor Augen liegt.

Das Herz aber, das sehn sie an. Oh ihr Götter, wie wirkt Du klein daneben, der Du nicht weißt, das Herzen auch in Portemonnaies schlagen. Du Spießier!

Herzlichst Dein

Für die Redaktion: Hermann Oetting

Die Automation des Gegenstandes wird ein bedeutendes Mittel dieses neuen Theaters sein. Die gemalte, zweidimensionale Kulisse muß verschwinden, um den der Räumlichkeit der Bühne entsprechenden plastischen Körpern Platz zu machen. Drei- und Vierdimensionale Elemente werden auftauchen, um Bewegt-Plastisches zugunsten reiner Raum-Zeitverhältnisse entstehen zu lassen. Das aktive Zusammenspiel von Lebendigem, Leblosem und Automatisiertem kann beginnen in freier, abstrakter Form, den abstrakten Raum erschließend, in der Horizontalen, der Vertikalen als auch der Diagonalen.

Der Bühnenraum wird durch das dynamische Spiel in ständiger Veränderung begriffen sein, wodurch die Aktion zu einem Schauspiel wird, von ewig neuen Proportionen und Klängen.

Viele Anfänge zu einem autonomen Theater sind bereits ausgeführt worden. Ist eine konsequente Realisierung noch utopisch? Ursula Köncke

Matiassek macht's möglich

1031 wurde Brunswik zum erstenmal urkundlich erwähnt. In den 933 Jahren seiner bisherigen Geschichte hat sich so mancher schwer getan mit der Residenz an Oker, Wabe und Mittelriede. So mancher hätte gern einmal. Aber er durfte nicht. Am Freitag, dem 11. September A. D. 1964, durfte einer. Er mußte sogar. Herr Helmuth Matiassek, der Generalintendant des Staatstheaters jener Stadt, hatte ihn dazu ausersehen, und da gab es kaum eine Widerrede. Jener wird seine Frau gefragt haben, wird ihr erklärt haben, daß es ja schließlich nicht sein Charakter, sondern sein Beruf sei und schließlich, was sei schon dabei, auf Sylt täten das ja sogar Oberstadtdirektoren. Und außerdem ja nicht ganz, nur ein bißchen, man verfremde ja heute.

Der lange Titel hätte einen schon warnen sollen. Das ist unbescheiden, ein Theaterstück »Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade« zu nennen. Bei Goethe heißt so etwas schlicht »Egmont«, bei Schiller »Wallenstein«. Selbst Kleist hat nicht solche langen Titel gewählt, obwohl der sich ja das Leben genommen haben soll, was man auch nicht macht. Nun, man hat

sich nicht warnen lassen, auch nicht dadurch, daß Friedrich Luft und Dr. H. M. gleichermaßen dem Stück mit Wohlwollen begegnet sind, auch nicht dadurch, daß der Herr Weiss, der Autor des Stückes, emigriert ist (nicht ganz so weit wie weiland Willy Brandt, aber immerhin bis nach Schweden, wo man ja auch schon so lange rot wählt). Man hat seine Stammsitzkarte nicht verfallen lassen, hat sie auch nicht dem Bekannten der Tochter der Raumpflegerin überlassen. Man ist selbst gegangen. Ärgerlich zwar, daß es nicht »Eine Nacht in Venedig« war, aber immerhin im dunklen Anzug. Premiere!

Im ersten Akt ging es ja noch. Obwohl es für des Volkwardbundes Sitten - einerseits und Herrn Höcherls Staatsschutzmannen andererseits einiges zum Intervenieren gegeben hätte. Eigentlich wollte man in der Pause gehen, aber da war dann die Sache mit der Charlotte Corday und dem Messer und dem Verrückten in der Zinkbadewanne, und das war ja doch ganz spannend. Und Müller aus der Lohnbuchhaltung blieb auch, und der hätte dann wieder von Kunst geredet und von Banause, der nichts davon versteht und spießig und so.

Und dann kam der Schluß. Erst der Marat, wie er da am Gitter stand - hätte der Adenauer mal sehen sollen: Beim Guillotinieren soll ja noch mehr Blut fließen - dann schrien sie alle nach Napoleon und schließlich - auf lateinisch - nach dem Beischlaf. Und dann tat er's. Er hatte zwei Stunden Zeit, es sich noch einmal zu überlegen. Er überlegte sich's nicht noch einmal. Er zeigte ihn. Er zeigte ihn den Stammsitzinhabern, den Premiereeheengästen, den Volksschullehrern, Datenverarbeitern, Diakonissen, Professoren und Parteisekretären. Er zeigte ihn allen erschienenen honorigen und weniger honorigen Braunschweigern. Von der Drehbühne des Großen Hauses herab zeigte er ihn der ganzen Stadt. Nicht so ganz, etwas verschämt, aber immerhin ohne fleischfarbenes Trikot.

Dem Schauspieler Kurt Weinzierl wurde es möglich gemacht. Er durfte einer Residenzstadt einmal jenen Teil der humanen Physis entgegenhalten, den wohl jeder irgendwann einmal irgendeiner Residenzstadt gern entgegengehalten hätte. T

Bitte beachten Sie die Beilage der Büchergilde Gutenberg

Braunschweiger Zeitungen

Um es kurz zu rekapitulieren: Für den 7. 10. 1964 hatte die Industriegewerkschaft Metall Dienstgrade der Bundeswehr und Funktionäre der Internationale der Kriegsdienstgegner zu einem Podiumsgespräch eingeladen. Herr Friedrich für die IdK und Major Kötzing für die Bundeswehr sagten spontan zu. Herrn Kötzing rühmt seine Gesprächsbereitschaft, aber er lag offenbar nicht ganz richtig, denn das hier zuständige Wehrbereichskommando II untersagte ihm die öffentliche Diskussion mit der IdK.

Kommentar der Braunschweiger Presse zu diesem doch immerhin interessanten lokalen Ereignis? Kein Wort! Der Braunschweiger Zeitung? Kein Wort!

Daß wir hier in Braunschweig zwei Tagesblättchen haben, ist ja ganz schön. Daß sie Angst vor der Bundeswehr oder irgendwem, der dahintersteht, haben, ist bei uns so sehr an der Tagesordnung, daß es ihnen verziehen sei.

Wer weiß aber, ob sie der Bundeswehr nicht im Grunde ihres Herzens recht gaben? Ihr Schweigen würde dann Angst vor der IdK bedeuten. Uns scheint, das ist zuviel der Feigheit! Man sollte diese beiden Zeitungen tatsächlich abonnieren.

Dem omnibus sage keiner Angst vor der IdK nach: Korvettenkapitän Ruschmeier begründete die Haltung der Bundeswehr am Abend des 7. 10. mit dem Argument, die Bundeswehr habe die Erfahrung gemacht, mit der IdK immer über ihre eigene Existenzberechtigung diskutieren zu müssen. Das aber könne nicht die Aufgabe von Bundeswehrensprechern sein, sondern falle in die Kompetenz der Politiker.

Unter der Voraussetzung, daß die berichtete Erfahrung stimmt, woran zu zweifeln wir nicht die Veranlassung haben, geben wir Herrn Ruschmeier und der Bundeswehr recht. Ho

Urlauber!

Lieber Werner, ich sitze hier unter Pharaonen und Hieroglyphen im Britischen Museum, verzweifelt. Hier wird Kunst entmannt. Mir ist es nirgends so deutlich wie hier geworden, daß man die Kunst ganz allgemein dadurch am leichtesten entschärfen kann, daß man sie sammelt und möglichst straff gebündelt dem denkbar breitesten Publikum serviert. Von diesem Haus und noch so vielen anderen gehen sicher keine Impulse aus. Gruß Hermann

omnibus, 3300 Braunschweig, Broltzemer Straße 230
Preis DM 1.50

Herausgegeben von Werner Steffens, Udo Zisowsky,
Wolfram Schaumann, Hermann Oetting

Verantwortlich für den Inhalt Werner Steffens

Voll gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt

die Meinung der Herausgeber wieder

Für unverlangte Beiträge und Bücher wird keine
Gewähr übernommen

Postscheckkonto Hannover 122 70

Grafische Gestaltung Udo Zisowsky und Manfred Bremer

Technische Herstellung ACO DRUCK GMBH, Braunschweig

Umschlagdruck Georg Westermann Verlag, Braunschweig

Klischees Köhler und Lippmann, Braunschweig

Schriften der Schriftgießerei D. Stempel AG Frankfurt